OSTERN IN DER OBERLAUSITZ *Bauernmädchen gehen zum Bach, glückbringendes Osterwasser zu holen*

Hermann Hornung

Der Hesselberg, der heilige Berg der Franken

Weitbekannt ist der Rieskessel im bayerischen Kreis Schwaben, das Überbleibsel eines vor Millionen von Jahren erfolgten Vulkanausbruches, die einstigen Ränder des Explosionsschlotes sind heute noch deutlich sichtbar. Dieser Kessel ist ausgefüllt mit fruchtbarstem Boden, der schon vor Jahrtausenden Siedlern das beste Ackerland bot. So konnte der verdiente Vorgeschichtsforscher Pharmazierat Dr. Frickhinger-Nördlingen in jahrzehntelanger Forschungsarbeit eine fortlaufende Besiedlung von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart feststellen.

Weniger bekannt ist das nördlich davon gelegene Keupergebiet rings um den Hesselberg (Abb. 1), der als „Zeugenberg", losgetrennt von dem Fränkischen Jura, zu dem er gehört, nicht nur geologisch zu den interessantesten Bergen unseres großdeutschen Vaterlandes zählt. Jeder Besucher, der bei klarer Sicht von der Höhe dieses Berges über weiteste Strecken des anmutigen fränkischen Landes mit Hunderten lieblicher Frankendörfer blicken kann, ist entzückt und wird den Bann, in den ihn dieser „Heilige Berg der Franken", wie ihn unser Führer genannt hat, schlägt, nie wieder los. Bei klarer Sicht, zumeist in den Monaten Januar und Februar, kann man bei Föhnstimmung sogar mit unbewehrtem Auge die Alpenkette sehen und deutlich z. B. bei der Zugspitze Gesteinsmassiv und Schneeflächen unterscheiden. 689 m erhebt sich der Hesselberg, der höchste Berg Frankens, über dem Meeresspiegel, in einer Länge von nahezu 3 km dehnt er sich aus, weithin die Gegend beherrschend. „Oeßelberg" wird er in den ältesten uns bekannten Urkunden des 15. Jahrhunderts genannt, das bedeutet wohl Inselberg, ist doch „der Eindruck des Hesselberges, ganz gleich ob man ihn vom Tal aus beschaut oder ob man auf ihm den herrlichen Rundblick genießt, wirklich der einer Insel".

Wer nun den Berg erstiegen hat und über seine nur spärlichen Grasflächen, die großen Schafherden von drei Dörfern Weideland bieten, wandert, dem fällt sogleich die gewaltige Wallanlage, die den Berg überall an seinen Rändern umsäumt, auf. Am besten ist sie auf dem östlichen Teil des Berges, der sog. Osterwiese, einem geradezu mustergültigen Kundgebungsplatz, erhalten (siehe Lageplan Abb. 2). Er wird an der schmalsten Stelle des Berges von einem gewaltigen Erdwerk von rechteckiger Grundfläche abgeschlossen, setzt sich aber nach Westen fort zum sog. Hohen Hesselberg, der höchsten Erhebung, die zwei viereckige Umwallungen trägt, wahrscheinlich erst aus der Zeit der großen Keltenzüge stammend. Verfolgen wir den Wall bis zum Westende des Berges, so sehen wir ihn leider vielfach durch die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wahllos angelegten Steinbrüche immer wieder unterbrochen, d. h. zerstört. Heute sind all diese Steinbrüche auf dem Berg stillgelegt. Besonders störend wirkt im Südosten der Osterwiese der größe „Röckinger Steinbruch", bei dessen Ausbeutung ein Teil des Walles zerstört wurde. Dabei konnten schon vor Jahrzehnten sehr schöne Funde vom Ende der Bronzezeit geborgen werden (1200—800 v. d. Ztr. — sog. Urnenfelderstufe). Das schönste Stück, ein vorzüglich gearbeitetes Griffzungenschwert, kam durch Ankauf aus Privatbesitz in das Öttinger Heimatmuseum, viele andere Stücke gingen verloren, nur wenige wurden der Sammlung des Historischen Vereins von Mittelfranken in Ansbach übergeben.

Immer wieder kamen gelegentlich wichtige Bronzestücke zum Vorschein, so im Jahre 1926 in einem Tongefäß in nächster Nähe des Hesselberghauses, der einzigen heutigen Wohnstätte auf dem Berg, eine Bronzesichel, ein mittelständiges Lappenbeil und ein Bronzeledermesser mit sehr feingearbeitetem durchbrochenem Griff. Im Jahre 1936 wurden zum erstenmal auf dem Berg planmäßige Grabungen vorgenommen und zwar im Auftrage des Gauleiters, des Frankenführers Julius Streicher. Im Juni 1938 wurden sie dann von Reichsleiter Rosenberg für reichswichtig erklärt und unter seinen Schutz gestellt.

Südlich der östlichen keltischen Viereckschanze wurde der Spaten angesetzt. Dort vermutete und fand man auch die zu Beginn des 18. Jahrhunderts eingestürzte, der Örtlichkeit nach bis zur Grabung nicht mehr feststellbare „Gutmannshöhle". Dem Chronisten zufolge hatte sie im Dreißigjährigen Kriege als Zuflucht gedient und soll so groß gewesen sein, daß „eine Kompagnie Soldaten darin Platz fand". Bei ihrer Freilegung, — leider konnte sie wegen Einsturzgefahr nicht erhalten werden, sondern wurde mit dem Schutt wieder zugefüllt — konnten eine geradezu vorbildlich gearbeitete Bronzelanzenspitze samt dem Werkzeug eines Bronzegießers, einem Bronzeziselierstichel, geborgen werden (Abb. 9). Vor der Höhle wurden hinter dem Wall, einer mauerähnlichen Steinaufschüttung, zwei spätbronzezeitliche Siedlungsstätten aufgedeckt mit erhaltener Herdstelle und einer Anzahl zerbrochener Gefäße, die fast sämtlich wiederhergestellt werden konnten. Neben

ABB. 1. DER HESSELBERG *in der Mitte die Osterwiese*

der einen Wohnstätte fand sich eine Abfallgrube mit sehr vielen Tierknochen. Nun erhob sich die Frage nach der Werkstätte, in der diese schönen Bronzen gearbeitet, diese Tongefäße geformt und gebrannt worden waren. Eine Besiedlung des Hesselberges am Ende der Bronzezeit stand ja fest, wie aber sah es mit der Besiedlung der großen Osterwiese, dem günstigsten Siedlungsgelände, aus?

Die alljährlichen Vorbereitungen des Frankentages, der machtvollen Kundgebung des Frankenvolkes zur Zeit der Sommersonnenwende, wo mehr als 100000 Franken und Schwaben auf der Osterwiese zusammenströmen und den richtungweisenden Worten unseres Frankenführers lauschen, gaben einen Fingerzeig, wo auf dieser Riesenfläche der Spaten angesetzt werden müßte: beim Graben von Pfostenlöchern für die großen Zelte, die anläßlich dieser Riesenkundgebung aufgestellt werden, fanden sich hartgebrannte Tonbrocken mit ebenen Flächen. Sie konnten unmöglich von Gefäßen herrühren; vielmehr vermutete ich bei ihrem Auffinden an dieser Stelle eine vorgeschichtliche Töpferwerkstätte, also das, was ich gesucht hatte. Ohne genaue Untersuchung des Erdaushubs wäre diese Entdeckung nie gemacht worden! Bei den mit eingehendsten Beobachtungen in den Jahren 1937 und 1938 durchgeführten Grabungen konnte tatsächlich eine bronzezeitliche Töpferwerkstätte freigelegt werden mit einem Brennofen (Abb. 3) aus dem Ende der Bronzezeit und den Resten eines älteren aus der mittleren Stufe dieses Kulturabschnittes. Es fand sich eine große runde Tonplatte von einem Durchmesser von 1,20 m mit einem zungenartigen Fortsatz, der Feuerungsstelle. Nun erhob sich die Frage: handelte es sich hier um den Rest eines Backofens oder eines Töpferbrennofens? Die Klärung dieser Frage ließ nicht lange auf sich warten: in der nächsten Umgebung des jüngeren Brennofens konnte eine große Anzahl von Gefäßen (Abb. 5 u. 7) — große Kragenhalsurnen für die Aufnahme von Leichenbrand, Henkelkrüge, Tassen, Schüsseln, Schalengefäße, kleinste Gefäße mit Spitzboden, Gefäßchen als Kinderspielzeug u. a. m. — geborgen werden.

Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit der Feststellung ist der: bei diesen mehr als 60 beim Brennen wohlgelungenen Gefäßen fanden sich auch Bruchstücke von solchen, die durch Fehlbrand unbrauchbar geworden waren. Endlich wird die angeführte Behauptung noch durch die Tatsache gestützt, daß es sich bei den wenigsten Ge-

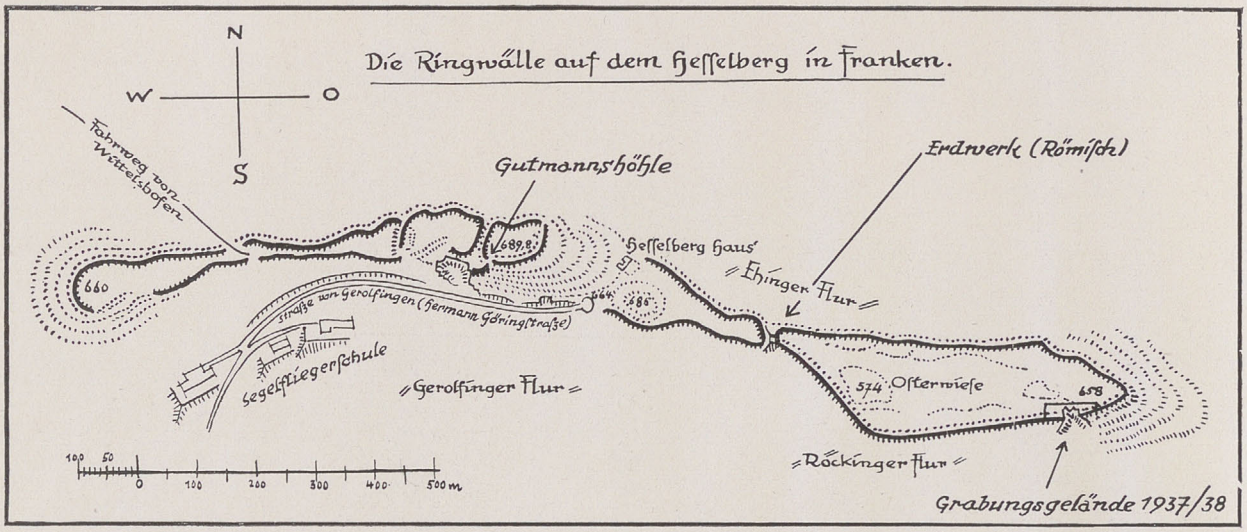


ABB. 2. LAGEPLAN des Ringwalles auf dem Hesselberg

fäßen um die übliche weniger sorgfältig gearbeitete Gebrauchskeramik, sondern um sehr gut gearbeitete und geglättete, zum Teil graphitierte Ware, wie sie meist bei Grabbeigaben vorkommt, handelt. Ein besonders reizendes Stück ist ein kleines gedrungenes Gefäß, das an der Bauchwandung einen durchbohrten Saugzapfen aufweist: also ein Sauggefäß für kleine Kinder, derartige Stücke sind uns auch von der spätbronzezeitlichen Wasserburg Buchau im oberschwäbischen Federseemoor aus den Grabungen Professor Reinerths bekannt geworden. Die Gefäße sind zum Teil schön verziert mit geometrischen Linien, Wolfszahnornamenten, Gittermustern usw., zum Teil waren die Vertiefungen weiß ausgefüllt gewesen, größtenteils Verzierungen, wie sie zur ausgehenden Bronzezeit gang und gäbe sind. In der nächsten Umgebung des älteren Brennofens, von dem nur Reste sich fanden, lagen Gefäßscherben der vorhergehenden Stufe.

Im Bereich der Töpferwerkstätte fand sich auch eine Anzahl von Töpferwerkzeugen. Hierbei muß natürlich berücksichtigt werden, daß der größte Teil der Handwerkszeuge aus vergänglichem Werkstoff hergestellt war und in den seltensten Fällen erhalten ist. So fanden sich mehrere Glättsteine, einer aus Hämatit (Bluteisenstein). Diese Steine dienten zum Polieren und Glätten der frischgeformten Tongefäße vor dem Trocknen in der Luft und dem Brennen im Brennofen. Weiter fanden sich eine Anzahl von Gravierstichеln aus Knochen und Bronze (Abb. 8) zum Anbringen und Vertiefen der Gefäßverzierungen. Ein merkwürdiges Stück stellt eine aus einer tierischen Schädeldecke hergestellte ganz flache Knochenscheibe dar. Sie trägt eine sehr sorgfältig eingetiefte Verzierung von konzentrischen Kreisen und ein Zickzackmuster (Abb. 14). Entsprechend einem ähnlichen Fund aus der Wasserburg Buchau mag sie als Schmuckscheibe gedient haben. Die gleichen Verzierungen treten immer wieder auf Gefäßen auf. Ein besonders schönes Kunstwerk aus der Hand unseres bronzezeitlichen Töpfers ist ein vollständig erhaltener Brotstempel aus Ton (Abb. 4 und 4a) von rotbrauner Farbe. Bruchstücke von drei weiteren fanden sich an verschiedenen Stellen der Werkstätte. Es handelt sich um 1 cm dicke, kreisrunde Scheiben von durchschnittlich 6,3 cm Durchmesser, die auf der Unterseite eingetiefte Verzierungen, bestehend aus konzentrischen Kreisen und gleichmäßig angeordneten Punkten — ohne Zweifel ein Sonnenmotiv — tragen, auf der Oberseite einen Tongriff. Ähnliche Stücke, ebenfalls mit Sonnenmotivverzierung, hat Professor Reinerth in der spätbronzezeitlichen Siedlung der Wasserburg Buchau gefunden (zu sehen in der Sammlung in Buchau und in der des Urgeschichtlichen Instituts in Tübingen). Sie dienten wahrscheinlich brauchtumsmäßigen Zwecken. Vielleicht stellte die Stempelung der frischgeformten Brote mit derartigen Stempeln eine „heilige" Handlung dar. Von Bauern der Hesselberggegend erfuhr ich, daß da und dort derartige Stempel aus Metall noch verwendet werden, also ein Fortleben eines uralten Volksbrauches, dessen ursprünglicher Sinn heute nicht mehr verstanden wird.

Ein Glanzstück unter den Funden aus der Töpferwerkstätte bildet ferner ein sog. „Feuerbock" aus Ton (Abb. 6), mondsichelartig geformt mit Standfuß. Der obere Durchmesser beträgt von Spitze zu Spitze 17 cm, Gesamthöhe 15 cm. Das Tongebilde trägt auf der Schauseite eine sehr gefällige Strich- und Punktverzierung. Die Verwendung als Feuerbock, also je einer rechts und

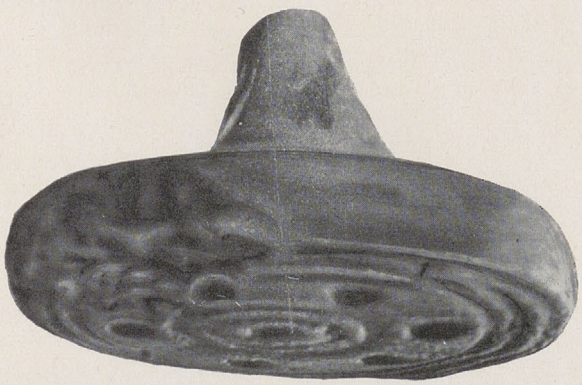
links der Herdstelle zum lockeren Auflegen des Brennholzes gedacht, bestreite ich; denn einmal wäre die Verzierung eines solchen Gerätes abwegig und zum anderen wären solche Gebilde schon nach kurzer Benützung durch das Herdfeuer zerstört worden. Ich halte sie ebenso wie die vorhin beschriebenen „Brotstempel" für Geräte, die irgendwie sinnbildhaft mit dem Brauchtum zusammenhängen, wenn auch ihre Verwendung im einzelnen noch nicht geklärt ist.

Endlich sei noch ein wichtiges Beweisstück dafür, daß wir es mit einer Töpferwerkstätte zu tun haben, angeführt: an zwei Stellen sahen wir wiederum Spuren der schaffenden Hand des Töpfers. An einer fand man nämlich einen größeren, von allen steinigen Bestandteilen gereinigten, also für den Gebrauch fertigen Tonvorrat vor, an einer anderen einen Haufen der aus dem vom Tal heraufgeholten Ton ausgeschiedenen kleinen und größeren Steine und harten Bestandteile.

Die Weiterarbeit auf dem 500 qm großen Ausgrabungsgelände des Jahres 1938 führte zu einer zweiten wichtigen Entdeckung, nämlich zur Freilegung einer Bronzegießerwerkstätte der gleichen Zeitstufe. Das geht aus dem Befund und den Fundstücken einwandfrei hervor. Denn hier häuften sich auf einer ganz bestimmten Fläche die Bronzegegenstände, sowohl fertige Stücke wie auch zerbrochene, zum Umgießen bestimmte. Unter dieser Bruchbronze fanden sich Stücke von Schwertern, Sicheln, Lanzen- und Pfeilspitzen, von Nadeln und Messern, von Bronzeblechgefäßen usw. Unter den besonders guterhaltenen Stücken fallen mehrere Dutzend ganz prachtvoll gearbeiteter Schmucknadeln auf wie Hakennadeln, Spiralkopfnadeln, Kugelkopfnadeln, ferner solche mit kleinem, meist sehr fein geriefeltem Kopf, meist Spätformen (Abb. 10 u. 11). Für den Fischfang in der sehr fischreichen südlich des Hesselberges fließenden Wörnitz fertigte der Bronzegießer Angelhaken in allen Größen, noch ohne Widerhaken. Die Fundstelle des Bronzegießers lieferte weiter neben sonstigen Bronzegeräten und -waffen auch Messer, Pfeilspitzen und zwar sowohl die älteren Formen mit Dorn als auch die jüngeren mit Tülle, ja einzelne mit seitlichem Dornfortsatz an der Tülle.

Neben diesen Fertigstücken wurden für die Gußtechnik notwendige Werkzeuge aller Art entdeckt, wie Punzen und Meißel in allen Größen, Ziselierstichel, Schabinstrumente (Abb. 8). An ihrer Ab-

ABB. 3. TÖPFERBRENNOFEN



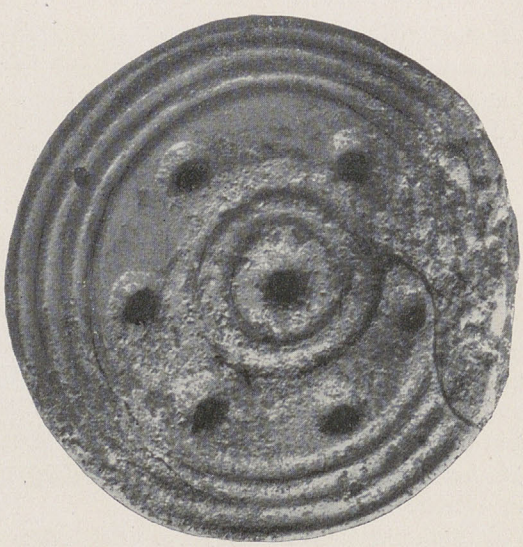


ABB. 4 u. 4a. BROTSTEMPEL von der Seite und von unten

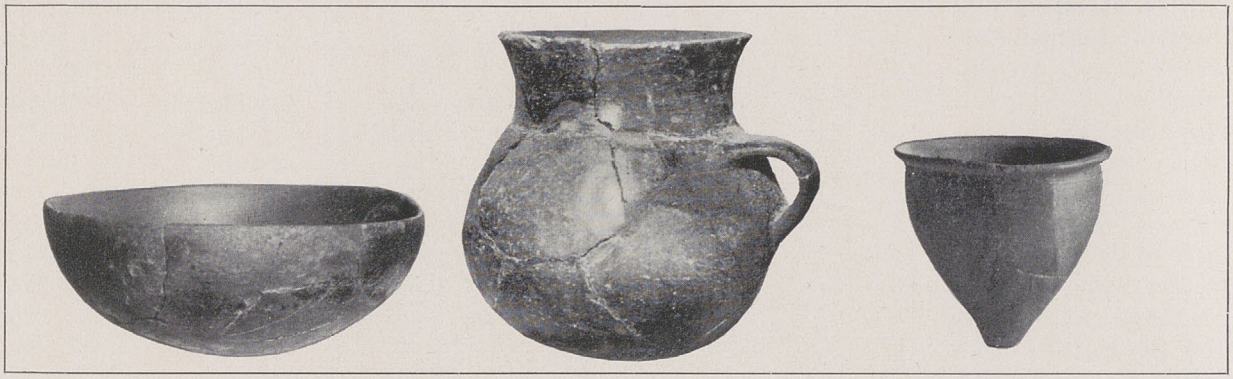


ABB. 5. GEFÄSSE *aus der Töpferwerkstätte*

nutzung erkennt man die häufige Verwendung. Daß in dieser Gußwerkstätte nun auch wirklich die Bronze gegossen und nachbearbeitet wurde, beweisen einmal die große Anzahl von kleineren und größeren Bronzegußbrocken, sowie Bruchstücke von Graphitschmelztiegeln, die sich in einem Falle vollständig zusammensetzen ließen (Abb. 7, 3), und dann vor allem eine Anzahl besonders bemerkenswerter Gußformen. Im ganzen sind es 12, zum Teil ganz erhalten, zum Teil nur in Bruchstücken vorgefunden. Sie sind zumeist aus Lettenkohlensandstein, der südlich des Hesselberges bei dem Dorfe Röckingen ansteht, hergestellt. Unversehrt konnten z. B. die Flachgußform einer Sichel (Abb. 12) sowie die Gußformplatten von Schmuck- und Nähnadeln geborgen werden, Formen, die aus zwei Teilen zusammengesetzt wurden. Besonders erfreulich war der Fund einer Bronzeschmucknadel mit feingeriefeltem Kopfe und der dazu gehörigen Gußform, in der diese Nadel einst gegossen worden war. Von dem Zubehör einer Bronzegießerwerkstätte fehlt also nur noch das wichtigste, nämlich der Gußofen, der vielleicht nicht weit von der Fundstelle entfernt entdeckt werden wird.

Schließlich sollen die in beiden Werkstätten gefundenen zahlreichen bearbeiteten Geweih- und Knochenstücke erwähnt werden, sowie die zahlreichen geglätteten Steinbeile und -beilchen, sowohl spitznackige wie auch trapezoide, zumeist aus Amphibolith (Hornblendeschiefer). Sie sind fast alle durch Bruch unbrauchbar geworden. Aus ihrem Vorkommen darf nicht der Schluß auf eine vielleicht schon in der Jungsteinzeit erfolgte Besiedlung des Hesselberges gezogen werden: jungsteinzeitliche Gefäßscherben sind bisher noch nirgends auf dem Berg zum Vorschein gekommen, derartige Steinbeile können wohl auch in der Bronzezeit noch verwendet worden sein, ja bis in seine spätesten Stufen. Dasselbe gilt für die bei der Grabung in beiden Werkstätten als Streufunde geborgenen Steinwerkzeuge wie Messer und Schaber aus Hornstein und Jaspis, eines Bruchstückes einer Feuersteinlanzenspitze sowie für eine Reihe von Plattenfeuersteingeräten. Doch verdient ein sicher dem Ende der Jungsteinzeit angehöriger Fundbesondere Erwähnung: eine sog. Daumenschutzplatte (Abb. 13) aus schwarzem schieferartigem Gestein. Sie wurde unter der Kulturschicht in sonst völlig fundleerem Boden gefunden. Sie gehört der Kultur der Glockenbecherleute an, deren Siedlungsstätten E. Frickhinger im nahen Riesbecken im Jahre 1934 mit den zugehörigen Bestattungen fand (vgl. Germanen-Erbe, Jahrg. 1937, S. 56 bis 62). Diese kleinen rechteckigen Platten mit Durchbohrungen an den vier Ecken wurden auf dem Daumen der linken Hand, die den Bogen beim Schießen hielt, festgebunden und schützten ihn so vor der nach dem Abdrücken des Pfeiles zurückschnellenden Bogensehne. Der bisher im Gaugebiet Franken einzig dastehende Fund zeigt, daß schon in der Mitte des dritten Jahrtausends v. d. Ztr., spätestens am Ende dieses Jahrtausends, der Hesselberg vom Menschen aufgesucht wurde.

ABB. 6. FEUERBOCK *aus der Töpferwerkstätte*

Leider ließen sich Grundrisse des Töpfer- und Bronzegießerhauses selbst nicht feststellen. Der harte, steinige Boden machte es nahezu unmöglich, die Hauspfosten in den Boden einzu-

ABB. 7. GEFÄSSE aus der Töpferwerkstätte *3 Graphitgußtiegel aus der Gußwerkstätte*

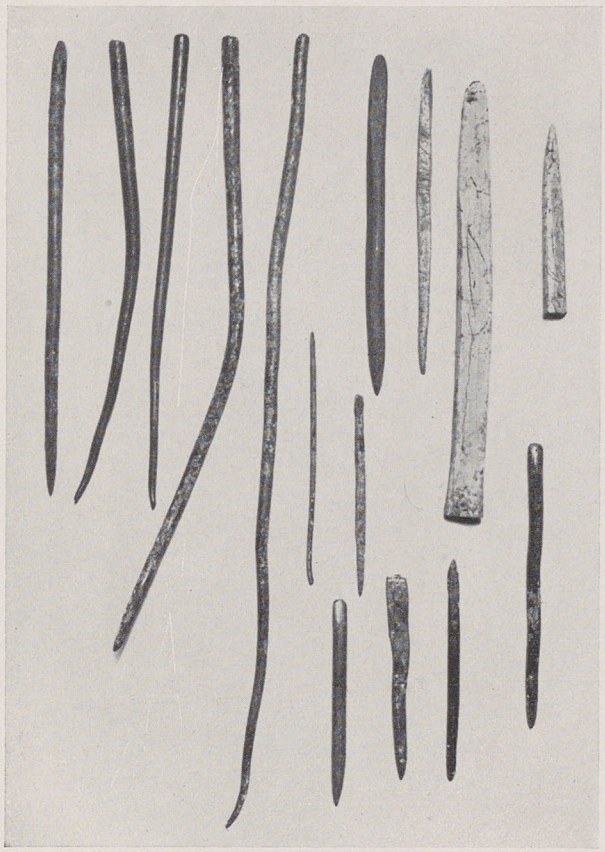


ABB. 8. WERKZEUGE des Töpfers und Bronzegießers

setzen. Zudem ergab die Grabung einwandfrei, daß die durch sieben Jahrhunderte (1500—800 v. d. Ztr.) nachweisbare Siedlung auf der Osterwiese durch gewaltsame Zerstörung, nicht durch Abwanderung, ein jähes Ende gefunden hat. Und diese Zerstörung war eine gar gründliche: überall fanden sich zahlreiche Brandspuren. Zahlreiche Brandspuren tragen auch die mehr als hundert Tongefäße. Der Fund eines längeren, verkohlt am Boden liegenden Balkens läßt vermuten, daß die das Dach tragenden Pfosten auf einem starken Holzrahmen aufgesetzt waren. Die Tatsache aber, daß die Funde sowohl der Töpferwerkstätte als auch der Gußstätte auf einer ganz bestimmten Fläche beisammenlagen, erlaubt den sicheren Schluß, daß das Haus des Töpfers und das des Bronzegießers sich an den betreffenden Stellen befunden haben.

Für die gewaltsame Zerstörung der Siedlung sprechen auch die bei der Grabung aufgefundenen Skelettreste zweier Menschen an zwei verschiedenen Stellen. An der einen wurde außer anderen Knochenresten die Schädeldecke völlig zertrümmert aufgefunden. Nach der Vernichtung der einst blühenden Siedlung mögen Teile der Bevölkerung der Gewalt weichend geflohen sein, andere haben bei der Verteidigung ihres Hauses und Herdes ihr Leben gelassen. Sie blieben anscheinend unbestattet liegen, so daß wilde Tiere über sie herfallen und Teile der Leichen fortschleppen konnten. Nur so läßt sich das Fehlen von Skeletteilen erklären.

Ein bei der Grabung in der Nähe der untersuchten Siedlungsstelle durch den Wall gezogener Schnitt zeigte keinerlei Holzeinbau in den Wall bzw. in die Wallmauer, sondern daß nur eine aus Steinen aufgeschichtete Trockenmauer, wenn nicht gar nur eine mauerähnliche Steinanschüttung oder -böschung errichtet worden war ohne einen etwa am Berghang angelegten Graben oder Wehrgang. Wenn endlich hinter der Wallanlage sehr viele Flußkiesel gefunden wurden, herrührend vom Flußschotter der Wörnitz und Donau, so mögen sie zu allen Zeiten der Besiedlung des Hesselberges bei der Verteidigung der Wallbefestigung als Schleudersteine gedient haben.

Die Siedlung auf dem Heiligen Berg der Franken hatte ein jähes Ende gefunden. Die Wallmauer verfiel und bildet heute den grasüberwachsenen Wall, der Berg aber blieb, von wenigen keltischen und römischen Spuren abgesehen, siedlungsleer, bis im Jahre 1925 das Hesselberghaus Holzöder gebaut wurde als einziger Steinbau auf der luftigen Höhe. Doch hatte der Berg seine Rolle nicht ausgespielt. Im Jahre 15 v. d. Ztr. wurde durch die Stiefsöhne des Augustus das

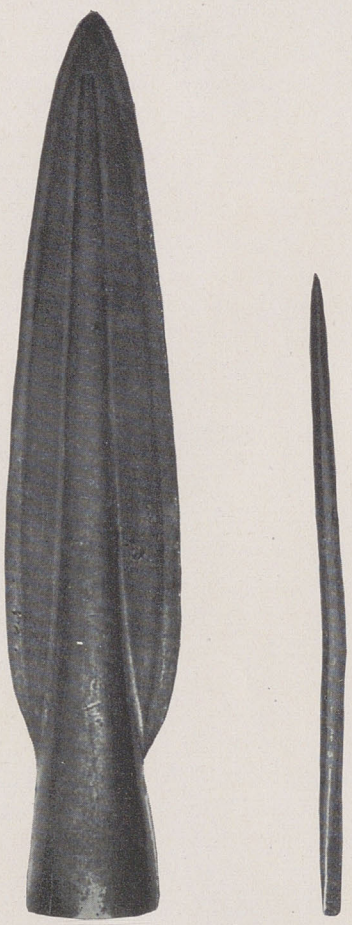


ABB. 9. LANZENSPITZE und Zisellerstichel aus Bronze

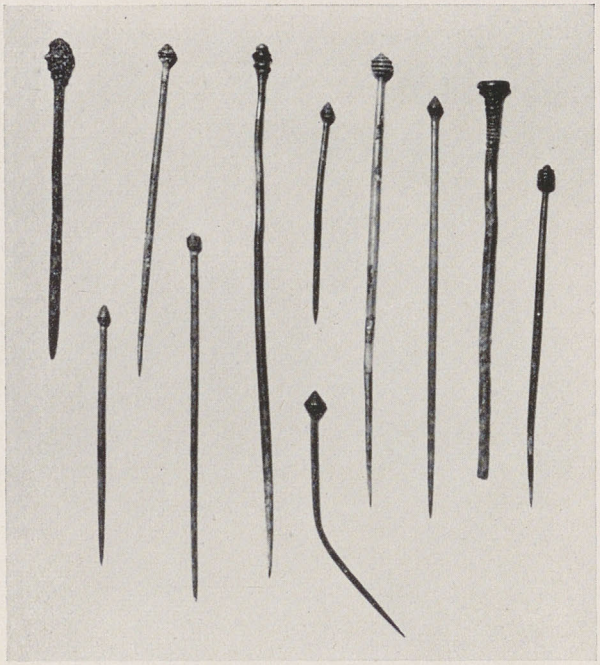


ABB. 10. BRONZENADELN aus der Gießerwerkstatt

rätische Alpenland und das ihm nördlich vorgelagerte vindelikische Gebiet (= schwäbisch-bayerische Hochebene) dem römischen Herrschaftsgebiet unterworfen, ein einziger Sommer genügte dazu, und die römische Provinz Raetia war geschaffen. Unter Vespasianus wurde die Grenze über Rhein und Donau vorgeschoben, unter Hadrianus (117—138) erfolgte die dritte und letzte Vorverlegung der Reichsgrenze und der stärkste Ausbau der römischen Grenzwehr, die man mit römischem Namen als „limes Raeticus", im Volksmund als „Teufelsmauer" bezeichnet. Man versteht darunter die 180 km lange, aus einer 2,5 m hohen, 1,20 m dicken Kalksteinmauer bestehende Grenzbefestigung im Norden des römischen Reiches von Hienheim an der Donau bis Lorch in Württemberg reichend, die Mauer noch stark bewehrt durch eingebaute Wachttürme.

So gehörte nun auch das Hesselberggebiet samt dem Berg zum römischen Imperium. Der Berg selbst wird als vorzüglicher Beobachtungspunkt eine nicht geringe Rolle gespielt haben. Von den Römern stammt wohl das Erdwerk im Westen der Osterwiese (Abb. 17). Auf ihm mag sich, da sich dort die schmalste Einsattelung befindet, ein römischer Spähturm aus Holz — eine specula — befunden haben (den Verlauf des limes nördlich des Hesselberges veranschaulicht die nebenstehende Kartenskizze, auf ihr ist auch die Lage zweier römischer Kastelle bei Dambach und Ruffenhofen zu sehen). Der limes verläuft hier unmittelbar vor der Waldgrenze: seit der Schlacht im Teutoburger Walde hatten die Römer ein Grauen vor germanischen Wäldern. Nicht mehr lange sollte der limes dem Ansturm germanischer Volksstämme standhalten.

Im Jahre 233 u. Ztr. hatten die Alamannen den limes durchbrochen. Die Grenzmauer wurde überrannt, die römischen Besatzungen in den Kastellen Dambach, Ruffenhofen, Gnotzheim, Gunzenhausen, Weißenburg und den weiter östlich gelegenen wurden überwältigt. Damals mag auch ein harter Kampf um den römischen Spähturm auf dem vorhin genannten Erdwerk sich abgespielt haben; die Alamannen obsiegten. Die in den Kämpfen unmittelbar am und auf dem Hesselberg gefallenen Alamannen aber fanden ihre Bestattung auf dem Berg und zwar inmitten der auf dem Ringwallplan eingezeichneten westlichen keltischen Viereckschanze. Dort waren in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Dutzende von Kriegergräbern mit Beigaben von eisernen Schwertern, Speerspitzen und Schildbuckeln bei der Anlage von Steinbrüchen leider zerstört worden. Eine Untersuchung der Abraummassen dieses Steinbruches wird die Frage nach der zeitlichen Einstufung des Alamannen-Gräberfeldes völlig klären. Der verstorbene hochverdiente Vorgeschichtsforscher Dr. Dr. h. c. Eidam-Gunzenhausen und Hauptlehrer Börner-Dinkelsbühl fanden in den Jahren 1930 und 1932 weitere 5 Gräber, und dem Verfasser gelang es, im August 1937 ebenfalls zwei Gräber freizulegen, das Grab eines wohl erst 20 Jahre zählenden jungen Recken und das eines

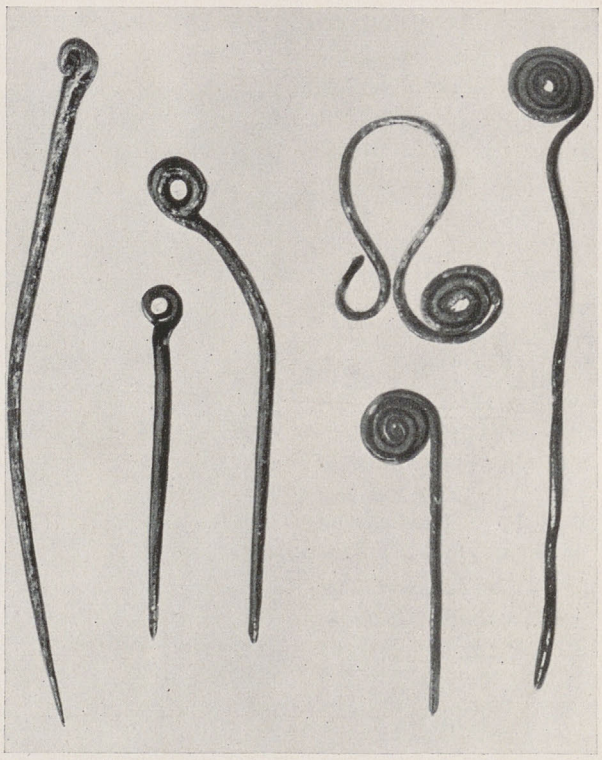
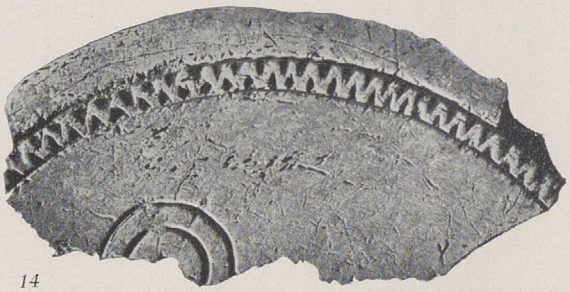


ABB. 11. BRONZENADELN aus der Gießerwerkstatt

12

ABB. 12. GUSSFORM einer Bronzesichel aus Sandstein

13



14

ABB. 13. DAUMENSCHUTZPLATTE aus Schieferstein
ABB. 14. KNOCHENPLATTE mit Verzierungen

älteren Kriegers von 1,95 Körpergröße (Abb. 15 u. 16). Der Schädel der einen Leiche wurde in völlig zertrümmertem Zustande aufgefunden.

Nach dieser siegreichen, wohl sich Tage und Wochen hinziehenden Schlacht erfolgte die alamannische Landnahme. Alle die auf -ingen endigenden Ortsnamen wie Ehingen, Röckingen, Gerolfingen, Unterschwaningen, Wassertrüdingen und viele andere weisen auf alamannische Gründungen dieser Zeit. Dagegen sind die Dörfer wie Wittelshofen, Ruffenhofen, Frankenhofen, Aufkirchen und Fürnheim als fränkische Siedlungen anzusprechen, entstanden nach den erbitterten Kämpfen der Franken gegen die Alamannen am Ende des 5. Jahrhunderts.

Wiederum stand der „Berg" im Mittelpunkt des Geschehens, als die erbitterten sozialen Kämpfe in Deutschland tobten, ich meine den Bauernkrieg 1525. Damals versammelte der heute noch im Gedächtnis fortlebende „Schmalzmüller" (benannt nach der Schmalzmühle an der Wörnitz, im Süden des Berges gelegen) die Bauern der Dörfer Ehingen, Röckingen und Gerolfingen, die auf dem Berg uralte Weiderechte besitzen, auf der Osterwiese und nahm ihnen nächtlicherweile den Schwur ab, nicht eher zu ruhen, bis sie sich freigemacht hätten von der Unterdrückung und Gewaltherrschaft der geistlichen und weltlichen Fürsten. Wir wissen, der Kampf mißlang, die Bauern konnten mit ihrer mangelhaften Bewaffnung den glänzend bewaffneten Heeren ihrer Gegner nicht standhalten.

Im Dreißigjährigen Kriege hallte auch um den Heiligen Berg der Franken Kriegsgeschrei. Damals, heißt es, bot die Gutmannshöhle Flüchtlingen immer wieder einen sicheren Unterschlupf.

ABB. 15. ALAMANNENGRAB. Aufgedeckt August 1937

In nächster Nähe des Berges wurde im Jahre 1634 im September die Schlacht bei Nördlingen geschlagen, die den mit einem spanischen Hilfskorps vereinigten Kaiserlichen unter Ferdinand und Gallas den Sieg über die Schweden brachte. Gelegentlich findet man auf dem Berg schwedische Hufeisen, eiserne Lanzenspitzen, Spitzen von Armbrustbolzen und anderes, was an diese Kämpfe erinnert.

Immer wieder aber zeigte der Berg seine Anziehungskraft. Im Jahre 1803 anläßlich des Besuches Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise wurde

ABB. 16. ALAMANNISCHER KRIEGER. Grab 6 des Gräberfeldes. Aufgedeckt August 1937

die alljährlich stattfindende Hesselbergmesse gegründet, die ursprünglich mit einem Volksfest und einer Tierschau mit Preisverteilung für die besten Viehzüchter verbunden war. Sie fand auf der Osterwiese statt, verlor aber in den letzten Jahrzehnten vor dem Siege der nationalsozialistischen Bewegung mehr und mehr an Bedeutung, bis Frankens Gauleiter Julius Streicher, unser Frankenführer, überwältigt von dem Eindruck des gewaltigen Berges, den Plan faßte, „diesem Berg seine Bedeutung wiederzugeben und das fränkische Volk heraufzuführen und im Frankentag alljährlich um die Zeit der Sommersonnenwende die wahre Volksgemeinschaft zu schaffen". Der erste Frankentag fand am 1. Juli 1928 statt und Jahr für Jahr pilgern seitdem Hunderttausende des Frankenvolkes an diesem Tage auf den Heiligen Berg, um den richtungweisenden Worten Julius Streichers zu lauschen.

Am Abend vorher findet die Sonnwendfeier der fränkischen HJ. inmitten der östlichen keltischen Viereckschanze wiederum im Beisein Julius Streichers statt, der hier zu seiner Jugend spricht und zu deren größter Freude nach dem Abbrennen des gewaltigen, weithin sichtbaren Feuers noch lange unter ihr weilt. Ein besonderes Ereignis war es, als der Führer Adolf Hitler am 13. Juli 1930 auf der Osterwiese vor seinen Getreuen sprach. Damals erklang zum erstenmal von dem Berg das Sturmlied: „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen . . ." Damals war es auch, daß der Führer unter dem tiefen Eindruck der Majestät des Berges droben auf der Osterwiese zu seinem Freunde Julius Streicher gewandt erklärte: „Euer Berg ist ein wundersamer Berg!" Und als der Führer dann den Berg herabgestiegen war und von Gerolfingen nochmals zu ihm emporblickte, fügte er hinzu: „Euer Berg ist ein heiliger Berg!" Seitdem heißt der Berg der Heilige Berg der Franken, geheiligt durch Kämpfe und Leiden der einstigen bronzezeitlichen Siedler, geheiligt aber auch durch die Gräber der alamannischen Recken, die vor mehr als 1700 Jahren den Legionen des mächtigen römischen Weltreiches die Spitze boten und das Land rings um den Berg, diesen herrlichen „Gottesgarten", für alle Zeiten dem germanischen deutschen Volkstum gewannen.

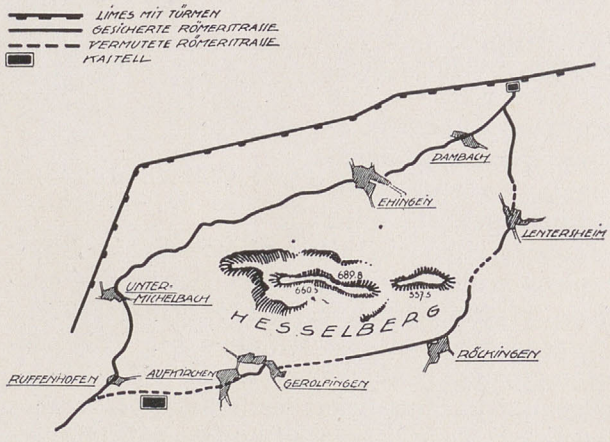


ABB. 17. Der Verlauf des limes nördlich und westlich des Hesselberges

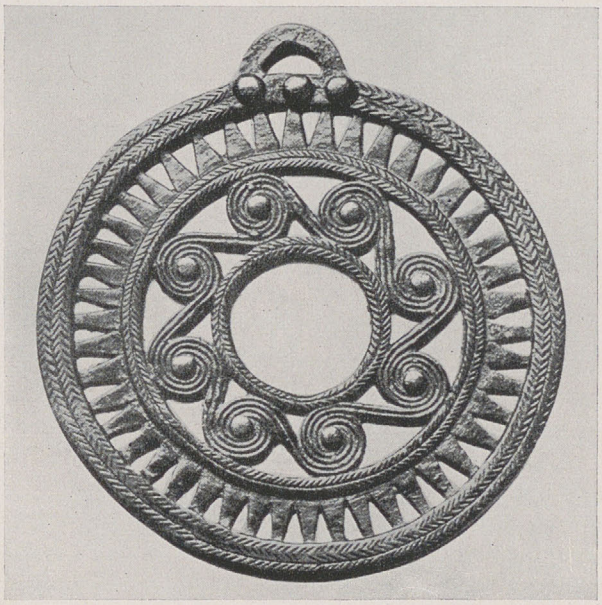
Karl Lichtenecker

Ein Winkelmesser der Bronzezeit

In seinem Buche: „Das Lebensbild des deutschen Handwerks" veröffentlicht Professor Dr. v. Leers (Seite 4) einen als Kalenderscheibe bezeichneten bronzezeitlichen Anhänger. Diese Scheibe zeigt sowohl in technischer, als auch in künstlerischer Beziehung eine hohe Vollendung, so daß sie ohne Zweifel als eine Gipfelleistung kunstgewerblichen Schaffens ihrer Zeit bezeichnet werden muß. Diese Qualitäten der Scheibe bildeten den ersten Anlaß, mich mit dem Stück zu beschäftigen und es in einer ähnlichen Technik handwerklich nachbilden zu lassen. Bei längerer Betrachtung wird der unbefangene

Beobachter immer mehr angezogen und befriedigt von der Abgewogenheit der gesamten Flächenaufteilung und der einzelnen Glieder.

Es ist seit langem bekannt, daß derartige Scheiben trotzdem nie lediglich eine Zier- und Schmuckverwendung hatten, sondern u. a. auch als Kalenderscheiben dienten. Solche Kalenderscheiben erzählen von dem Ringen des frühzeitlichen Naturbeobachters mit der Tatsache der angenähert, aber eben nur angenähert ganzzahligen Verhältnisse zwischen Erdumdrehungszeit, Mond- und Sonnenumlaufszeit, also zwischen Tag, Woche, Monat und Jahr. (Vgl. hierzu Fritz Röck, Die Zeitwährung der Urgermanen. Germanen-Erbe, Juniheft 1938.)



BRONZENE MESSCHEIBE *aus dem Kaukasus*

Gegenüber derartigen Kalenderscheiben, wie sie schon in den Werken Gustaf Kossinnas und in den „Mannus"-Jahrbüchern abgebildet sind, zeigt die von Professor v. Leers einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemachte Scheibe zwei ganz wesentliche und grundlegende Unterschiede. Zunächst enthält sie nichts mehr von dem Ringen zwischen Mond- und Sonnenjahreinteilung. An dessen Stelle tritt vielmehr eine rein geometrische Aufteilung des Kreises im Sinne unserer heutigen, noch gebräuchlichen Gradeeinteilung. Die Aufspaltung der Zahl 360 ist in einer Weise vorgenommen, die die Kenntnis der Primzahlzerlegung der Zahl 360 verrät. $360 = 2^3 \cdot 3^2 \cdot 5^1$. Der innerste Ring liefert die Teilung des Kreises in $8 = 2^3$ Teile, jeder Teil umfaßt 45^0, also den Winkel, den man nach einem alten Handwerksausdruck als Gehrung bezeichnet. Die Zungen, die mit abgestumpfter Spitze nach außen in dem mittleren Kreisringe sichtbar sind, haben nun die Zahl $3^2 \cdot 5^1 = 45$. Um zur Gradeinteilung zu kommen, war also noch der Raum zwischen je 2 dieser konisch zulaufenden Spitzen oder Strahlenzungen in je 8 Teile zu teilen. Das ist nun tatsächlich in dem dritten äußersten Kreisring geschehen. Dieser ist als Doppelring ausgebildet; zwischen je 2 Spitzen des mittleren Ringes sind in jedem der beiden äußersten Ringe 4 hakenförmige Wülste herausgearbeitet, so daß also die Aufteilung in 360 gleiche Teile unmittelbar am äußersten Ringe der Scheibe aufscheint.

Ein Jahr mit 8 Monaten zu je 45 Tagen hat es nie gegeben; es würde auch zu unnatürlich gewesen sein, die Einteilung der Zeit, die unser Erdbegleiter, der Mond, dem Beobachter sinnfällig darbietet, so vollständig unberücksichtigt zu lassen. Hätte aber die Scheibe überhaupt etwas mit Zeitmessung und Kalender zu tun, so hätte sie die Monatsteilung und damit sofort auch die leidige Ausgleichung durch Fülltage, Schaltmonat oder dergleichen irgendwie herstellen müssen. Keine Spur von all dem zeigt unsere Scheibe, obwohl sie bei ihrer sonstigen geradezu vollkommenen und musterhaften Ausführung eine derartige Beziehung hätte aufzeigen können und müssen. So kommen wir zu dem unausweichlichen Schluß, daß die Scheibe überhaupt keine Zeitmeßscheibe, keine Kalenderscheibe gewesen sein kann. Aber was sonst? Die Antwort, wenn auch ihr Inhalt kühn erscheint, liegt außerordentlich nahe: es handelt sich nicht um ein Zeitmeßgerät, sondern einfach um ein Winkelmeßgerät. Daß das so ist, darauf weist uns eine auf einem ganz anderen Gebiet liegende, wie mir scheint, noch nicht entsprechend beachtete und gewürdigte Tatsache hin:

Die zweite, auffällige Besonderheit, die unsere Scheibe vor anderen auszeichnet, ist nämlich das große kreisförmige Loch in der Mitte. Dieses Loch macht es möglich, die Scheibe auf einen Dorn von gleichem Durchmesser aufzusetzen und dann die Scheibe mit Hilfe des massiven Handgriffs so lange zu drehen, bis irgendeine der Spitzen, etwa die Anfangsspitze, in die Visierrichtung des einen der beiden Gegenstände (Sterne) fällt, zwischen denen der Winkel dann bequem abgelesen werden kann. Wir hätten somit das vor uns, was man heute mit einem wenig schönen Fremdwort einen „Transporteur" nennt.

Besonders interessant wäre es, an dem Original der Meßscheibe, welche sich in New York, Metropolitan Museum, befindet, festzustellen, ob der innere Rand des kreisförmigen Loches vielleicht noch Spuren der Abnützung bei der Drehung um einen Dorn zeigt und ferner, ob ein vielleicht wenig beachteter zweiter Teil der ganzen Vorrichtung gefunden worden ist, der eben die Unter-

lagsplatte mit dem passenden Dorn umfaßt. Es sei schließlich noch bemerkt, daß es für den Gebrauch einer solchen Scheibe gleichgültig sein konnte, welcher der beiden Teile, der obere oder der untere Teil, drehbar angeordnet war. Auf jeden Fall ist zu vermuten, daß die untere mit dem Dorn ausgestattete Scheibe auch eine Visiervorrichtung oder wenigstens einen festen oder feststellbaren Zeiger besessen hat.

Ich muß mich als Nichtfachmann auf dem Gebiete der Vorgeschichte auf diese Zeilen beschränken, wäre aber sehr dankbar, wenn ich aus dem reichen Schatz der vorhandenen Formen auf mir nicht bekannte Einzelfunde hingewiesen würde, die zu einer Kritik, Bestätigung oder Vervollständigung des oben dargestellten Sachverhaltes dienlich sein können.

Richard Hoffmann

Ein tragischer Tod in der Quellzisterne

Als im Mai 1937 bei den Kasernenbauten südlich der Nedlitzer Südbrücke in Potsdam-Nedlitz ein tiefer Rohrgraben gezogen wurde, stießen die Arbeiter in 2,70 m Tiefe auf einen Menschenschädel, der dabei in Trümmer ging, aber wieder zusammengesetzt werden konnte (Abb. 4). Die Arbeiter meldeten ihre Entdeckung sofort der Bauleitung, die wiederum die vorgeschichtliche Abteilung des Potsdamer Stadtmuseums benachrichtigte. Bei den sofort aufgenommenen Untersuchungen wurde festgestellt, daß außer dem Schädel die obersten Halswirbel und Teile des rechten Armes mit dem Spaten beschädigt worden waren, daß aber die übrigen Skeletteile ungestört lagen. Durch Vernehmung der Arbeitskameraden ließ sich jedoch die ursprüngliche Lage des Schädels und des rechten Oberarmes noch einigermaßen ermitteln, und das Untersuchungsergebnis zeigte schließlich, daß die gemachten Angaben richtig waren.

In dem 80 cm breiten Rohrgraben gestaltete sich die Untersuchung und Freilegung des Skeletts recht schwierig, zumal der Rohrgraben mit Holzbohlen abgesteift werden mußte. Die Holzverschalung gestattete auch nicht ein Studium der Erdprofile, um zunächst einmal feststellen zu können, wie denn das Skelett in dieser großen Tiefe überhaupt zu erklären ist. Weiterhin lagen die Beinknochen unter der Holzverschalung. Um ein genaues Ergebnis erzielen zu können, genehmigte die Bauleitung in bereitwilligster Weise den Bau von Nebenschächten von 2mal 2 m.

ABB. 1. DER ROHRGRABEN rechts der Ostschacht, links der Westschacht

Mit 6 Arbeitern ging es nun in kameradschaftlicher Unternehmung an die weitere Untersuchung heran. Es wurde ausgeschachtet, beobachtet und der Schacht mit Bohlen ausgesteift Nachdem die beiden Schächte (Ost- und Westschacht, siehe Abb. 1—3) eine Tiefe von 2,50 m erreicht hatten, gestaltete sich das Herausschaffen des Erdreichs sehr schwierig. Es hätte eine Rampe eingebaut werden müssen, wodurch sich die Arbeiten um einen Tag verzögert hätten; das vertrug aber der Fortgang der Bauarbeiten nicht, und so wurde nach einer Tiefe von 2,50 m nur noch die Hälfte der beiden Schächte untersucht. Die gestrichelte Linie in Abb. 3 zeigt die beiden stehengebliebenen und nicht untersuchten Erdblöcke an. Die Untersuchungen hatten schließlich folgendes Ergebnis:

Unter dem Ackerboden zeigte sich im Ostschacht bald eine Trennungslinie zwischen dem in natürlicher Ablagerung liegenden Boden und einem gestörten, aus Lehm und Sand bestehenden Erdreich. Diese Trennungslinie verlief gerade und fast genau parallel zu dem Rohrgraben; sie setzte sich über die Wände des Schachtes hinaus noch fort. Es hätte also weiterer Schachtanlagen bedurft, wenn man hätte feststellen wollen, wie denn nun das gestörte, von Menschenhand eingefüllte Erdreich inmitten des natürlichen Bodens verlief. Dennoch ergibt die Untersuchung ein klares Bild, denn der Ostschacht zeigt eine verhältnismäßig steile Grubenwand, dagegen der Westschacht nur eine Ausfüllung der Grube mit Sand und Lehm, dem Kiese eingelagert

sind. Es kommt ja nicht darauf an, unbedingt wissen zu müssen, wie groß war die Grube, die man hier festgestellt hat, und wie war sie gebaut, entscheidend mußte in erster Linie hier sein, wie ist das Skelett in dieser Tiefe zu erklären. Irgendwelche Einbauten — zu denken wäre an einen Holzschacht — sind nicht feststellbar gewesen.

Die Grube war zweifellos so angelegt, daß von einer Seite bequem hineinzugelangen war. Im Westschacht ist daher der vermutliche Verlauf der Grubenlinie angedeutet worden. Nicht unwesentlich für die ganze Beurteilung sind auch die natürlichen Ablagerungen, in der Hauptsache die Kiese, die so locker lagen, daß sie eine Gefahr für den Einsturz der Grube bilden konnten. Diese lockeren Kiese sind wahrscheinlich auch für den tragischen Tod der jungen Frau mit verantwortlich zu machen, denn es konnte an einer Stelle festgestellt werden, daß die Kiese nachgerutscht

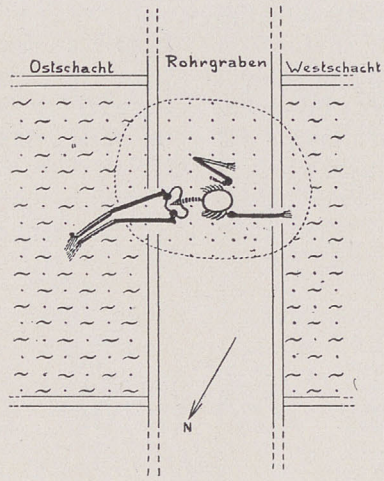


ABB. 2. DAS SKELETT und der unterste Teil der Zisterne, von oben gesehen

sein müssen. So ergab sich eine Grube mit einer steilen und einer zweifellos flach abfallenden Wand, eine Grube, die sich in ihrem untersten Teile zu einem Oval verjüngt, wie es die Abb. 2 zeigen soll.

Das Skelett lag bis zur Kopfhöhe im Sand, dem Kiese beigemischt waren. Dagegen zeigte sich, daß von der unteren Hälfte der Oberschenkel ab feine Tone und Sande auftraten, die in ihrer Zusammensetzung eigenartig wellig geschichtet waren, wie das bei Quellschichten der Fall ist. Der Ostschacht gab beim Herauspräparieren der unteren Gliedmaßenknochen dieses Bild ganz besonders deutlich wieder und hierbei erwies es sich, daß sich die Beine in den weichen sandigen Ton hineingeknetet haben müssen. Betrachten wir, um eine weitere Erklärung dafür zu finden, zunächst einmal das Skelett selber und seine eigenartige Lage.

Von dem rechten Unterarm konnten noch Knochen-

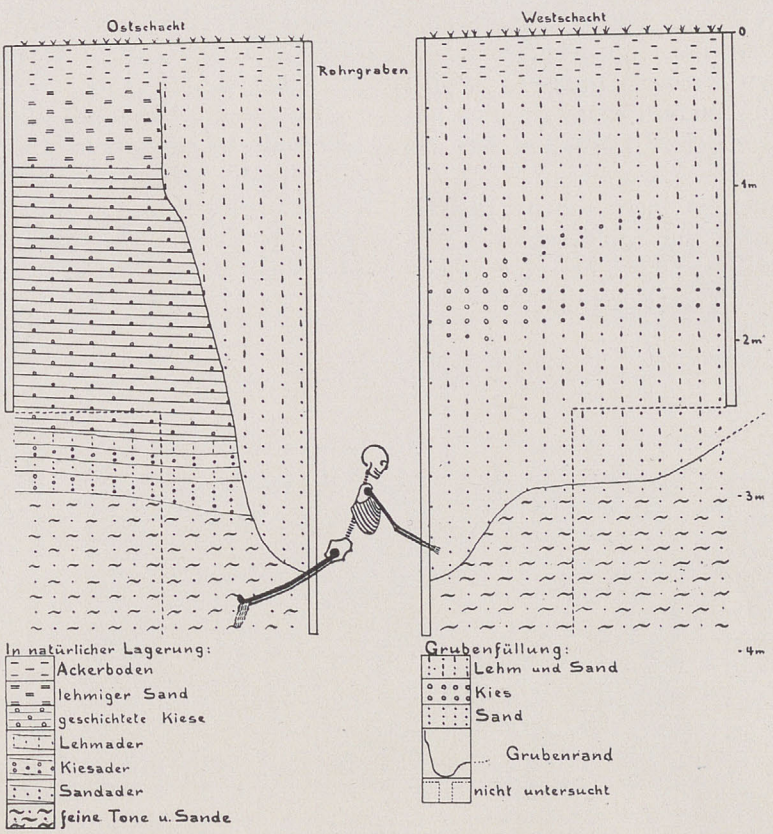


ABB. 3. DIE QUELLZISTERNE MIT SKELETT Potsdam-Nedlitz

ABB. 4. DER SCHÄDEL DER JUNGEN FRAU von Potsdam-Nedlitz

teile in natürlicher Lagerung festgestellt werden, während der Arbeitskamerad den mit der Schaufel bereits gestörten Oberarm so hingelegt hatte, daß an der Lage des rechten Armes, so wie ihn die Skizze wiedergibt, kein Zweifel besteht. Der linke Arm war nicht gestört; er lag angewinkelt, wie wenn sich ein Mensch auf den Ellenbogen stützt. An der linken Handwurzel saß der große Bronzering, in der Gegend des Brustbeines lag der kleine Bronzering (Abb. 5). Das Schulterblatt, die Rippen und das Becken der linken Skeletthälfte lagen etwas tiefer, wie wenn ein Mensch mit angewinkeltem linkem Arm liegt und sich mit dem rechten Arm hochzurichten versucht. Die Beine sind im Kniegelenk wenig durchgedrückt, auch seitlich etwas verschoben. Der Erddruck scheint diese Verschiebung nicht hervorgerufen zu haben, vielmehr dürfte es sich um eine Stellung der Beine handeln, die sich vorstellen läßt, wenn ein Mensch versucht, sich aus dem Schlamm, in welchen er eingesunken ist, zu befreien.

Die Erduntersuchungen, insbesondere die feinen Tone und Sande, die als eine Quellschicht anzusprechen sind, geben daher zu der Annahme Berechtigung, daß hier eine junge Frau in einer Quellzisterne versunken ist. Über die rassische Zugehörigkeit der Frau gibt Abb. 4 hinreichend Auskunft; es handelt sich hier um einen ausgezeichneten fälischen Langschädel.

Die Annahme, daß die junge Frau in einer Quellzisterne versunken ist, sollte aber eine weitere Festigung erfahren, als nunmehr die 30 m nördlich der Fundstelle liegende Baugrube auf ihre Schichtungen eingehend untersucht wurde. Es fanden sich die gleichen feinen Tone und Sande vor in einem Neigungswinkel, der zweifellos mit den Tonen und Sanden der Fundstelle zusammenstoßen muß. Unter der feintonigen Schicht liegen nun, wie es die Abb. 6 und 7 zeigen, typische Quell- und Sprudellöcher, mit weißen Quellsanden angefüllt. Die feintonige Schicht hat die gleiche wellige und scheckige Struktur, wie das an der Fundstelle der Fall war. Die Abbildungen lassen diese Struktur schwach erkennen. Es können hier nicht die vielen einzelnen Beobachtungen wiedergegeben werden, aber so viel steht fest, daß die untersuchte Grube in einem Quellhorizont liegt. Die Schachtmeister konnten auch angeben, daß an anderen Stellen des Baugeländes ähnliche Erscheinungen beobachtet wurden, daß sogar an einer Stelle das Wasser herausschoß und den Graben unter Wasser setzte.

Betrachten wir noch kurz die feinen Tone und Sande. Hier im Untersuchungsabschnitt sind die Quellen als schon längst versiegt zu bezeichnen, zumal der in der Nähe liegende Sacrow - Paretzer Kanal den Zusammenhang der Quellschichten durchschnitten haben dürfte. Die Quelltone und Sande waren noch stark durchfeuchtet und plastisch; mit Wasser angereichert ergaben sie einen schlik-

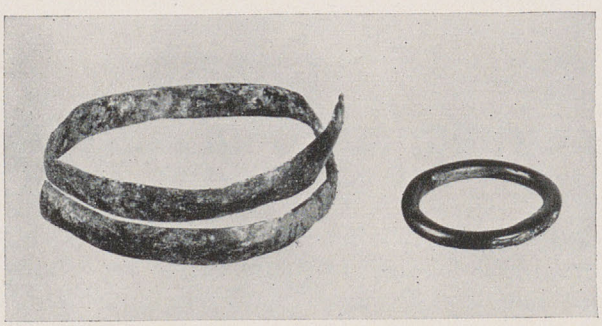


ABB. 5. DIE BRONZERINGE

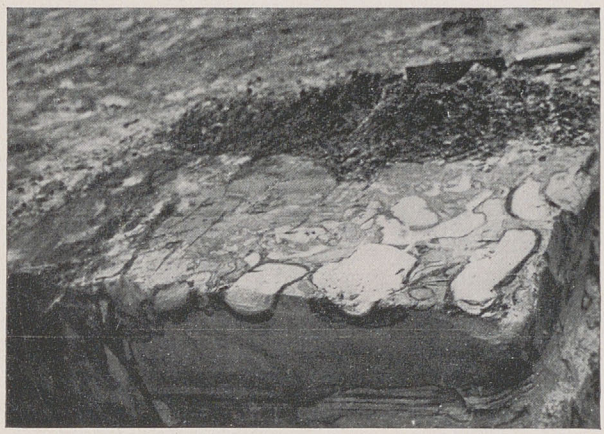


ABB. 6. DIE QUELL- UND SPRUDELLÖCHER von seitlich oben gesehen

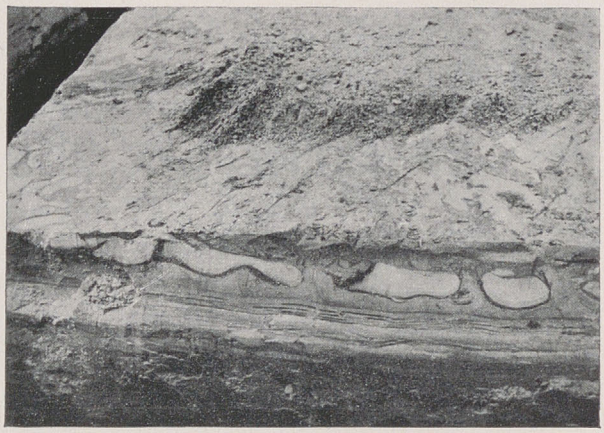


ABB. 7. DIE QUELLSCHICHT, von der Seite gesehen. Darüber die feinen Tone und Sande

kigen Schlamm, in welchem ein Mensch versinken kann, wenn er darauf gerät. Es ist anzunehmen, daß die Quellzisterne von der Seite des Westschachtes her einen Zugang hatte und auch einen Absatz, von dem aus das Wasser geschöpft werden konnte. Die junge Frau muß in die Quelltone und Sande hineingeraten und eingesunken sein. In ihrem Kampf, den die Lage des Skelettes aufzeigen dürfte, sind vielleicht noch Kiese von der steilen Wand nachgerutscht, so daß sie hier einen tragischen Tod fand.

Für die Frage, in welche Zeit der Tod der Frau fällt, sind die beiden Bronzeringe heranzuziehen, die bei dem Skelett gefunden wurden. Der Armring von rund 5 cm Durchmesser (Abb. 5) ist als das Bruchstück einer Bronzespirale anzusehen, wie sie in urgermanischer Zeit getragen wurden. Das eine Ende läuft konisch aus, während das andere Ende eine deutliche alte Bruchstelle zeigt. Die Breite des Ringes beträgt 7 mm, in der Mitte ist er schwach dachförmig gewölbt. An einer Stelle ist der Armring eingebogen, so daß seine Breite nur 4 mm beträgt. Der kleine Ring, der in der Nähe des Brustbeines lag, hat einen Durchmesser von 2,3 cm; er ist voll und hat einen runden Querschnitt. Er ist als Gürtelschließe anzusprechen, zumal die mikroskopische Untersuchung anhaftender dunkler Teilchen Leder oder Fell ergeben hat. Für die Zeitstellung müssen weitere Funde herangezogen werden, die sich auf dem Kasernengelände und in der nächsten Umgebung ergeben haben. Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß ganz in der Nähe der Königswall liegt, der in urgermanischer Zeit zuerst besiedelt war, und der von diesem Gelände aus durch eine Furt durch den Jungfernsee erreicht werden konnte. Weitere urgermanische Funde konnten im alten Dorf Nedlitz und bei der Verbreiterung des Sacrow-Paretzer Kanals gemacht werden.

Stärker treten auf dem Kasernengelände selbst Funde der Großgermanischen Zeit in Erscheinung, die seinerzeit beim Kanalbau, bei der Kanalverbreiterung und beim Bau der Kaserne gemacht werden konnten. Unter diesen Funden des 1.—4. Jahrhunderts u. Ztr. sind auch eine Eisenschmelze und Reste von Hausgrundrissen zu nennen, die leider nur im Tempo der Bauarbeiten untersucht werden konnten.

Der Tod der Frau in der Quellzisterne wird also in die Urgermanische Zeit (Bronzezeit) fallen, und wahrscheinlich entsprechend der Art des Armringes in einen verhältnismäßig frühen Abschnitt dieser Periode, der bei den Ausgrabungen am Kanal ebenfalls erfaßt werden konnte.

Bertsch, Ravensburg

Die Getreide Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit

Vergangenheit und Zukunft eines Volkes beruhen auf seinem Bauerntum. Dieses ist aber im mitteleuropäischen Raum ohne Getreidebau nicht denkbar. Darum kann man sagen, daß der Getreidebau die Grundlage für die deutsche Kultur geschaffen hat, besonders bei den altgermanischen Kulturen und ihren jungsteinzeitlichen Vorläufern, die reine Bauernkulturen gewesen sind. Deshalb ist es für unsere Volksgeschichte von großem Wert, auch die Geschichte

der Getreidepflanzen selbst kennenzulernen und ihre Entstehung, Wanderung und Entwicklung eingehender zu verfolgen.

Schon in der jüngeren Steinzeit baute man bei uns vier verschiedene Getreidearten: Einkorn, Emmer, Zwergweizen und Saatgerste, in der Bronzezeit kam der Dinkel hinzu und in der Eisenzeit der Saatweizen, der Roggen und der Hafer.

Der Emmer

Auf der ältesten Kulturstufe in der Altsteinzeit sammelte der Mensch größere Früchte und Samen als Nahrung ein. Dabei gingen manche in der Nähe seiner Höhle oder Hütte wieder verloren. Unbewußt wurden sie also hier ausgesät, und immer reichlicher erschienen sie in der nächsten Umgebung seiner Behausung. Bald schützte er diese für ihn wertvollen Pflanzen gegen die Überwucherung durch andere, indem er diese herausriß. Nun war nur noch ein kleiner Schritt zur bewußten Aussaat auf einem Stück Land, das zuvor von allen anderen Pflanzen befreit worden war.

Wohl die älteste Pflanze, die der Mensch so in Kultur genommen hat, ist der Emmer (Triticum dicoccum). Er stammt vom Wild-Emmer ab (Triticum dicoccoides), der heute die Länderstrecken von Palästina bis zum Kaukasus und bis Westpersien bewohnt. Er unterscheidet sich vom Kultur-Emmer fast nur durch zerbrechliche Ährenspindel und schmächtigere Körner (Abb. 1).

Beim Einernten des reifen Emmergetreides zerfielen die Ähren mit den zerbrechlichen Spindeln, und ihre Körner gingen verloren. Auch bei größter Sorgfalt gelangte der Mensch in den vollen Körnerertrag nur bei Pflanzen mit zäherer Spindel. Nur diese lieferten ihm wieder das Saatkorn, und nur sie wurden wieder auf den Acker gesät. Jahr für Jahr wiederholte sich dieser Vorgang. Die Pflanzen mit zäher Spindel wurden immer reichlicher, und zuletzt bestand das ganze Emmerfeld nur noch aus solchen zähspindeligen Pflanzen.

ABB. 1. 1. WILD-EMMER. 2. KULTUR-EMMER 3. Das Zerbrechen der Ähre, bei der Wildform von selbst oder bei leichtem Druck, bei der Kulturform erst unter Anwendung von Gewalt beim Dreschen

Zur Aussaat wählte der Mensch zunächst Körner der größten und schönsten Ähren aus. Ein gutes Beispiel ist hierfür der Vögelesdinkel (Triticum spelta fringillarum) des württembergischen Neckarlandes. Im Jahr 1836 fand Münchmaier aus Hengenberg in einem Weinberg des Neckartals eine einzelne schöne Dinkelpflanze, die er mitnahm und weiterkultivierte. Er gab ihr den Namen „Vögelesdinkel", weil er annahm, daß nur Vögel ihre Samen in den Weinberg gebracht haben könnten. Durch seine Ergiebigkeit und vorzügliche Mehlqualität hatte er von 1840 an im Neckartal eine sehr weite Verbreitung erlangt und sich durch mehrere Jahrzehnte hindurch behauptet. Heute ist er wieder durch neuere Sorten verdrängt worden.

Später hat man nach dem Dreschen das Getreide durch Werfen gereinigt. Am weitesten flogen dabei die größten und schwersten Körner, und gerade diese wurden wieder für die Aussaat im nächsten Jahre ausgeschieden. Indem sich auch dies von Jahr zu Jahr wiederholte, erfolgte auf dem Ackerfeld allmählich eine Anreicherung von großkörnigen Pflanzen.

So vollzog sich eine doppelte Auslese: unbewußt nach festen Ährenspindeln und bewußt nach der Korngröße, und durch diese wurde allmählich der

Wild-Emmer in den Kultur-Emmer übergeführt. Die neuen Eigenschaften waren für den Menschen von größtem Vorteil. Das große Korn vergrößerte den Ertrag, und die feste Ährenspindel brachte ihn in den vollen Genuß des Ertrags, steigerte also die Ertragssicherheit.

Die Umwandlung des Wild-Emmers in den Kultur-Emmer kann nur in der Heimat des Wild-Emmers erfolgt sein, da dort auch seine ältesten Reste gefunden worden sind. Die vorderasiatischen Völker haben ihn dann auf ihren Kriegs- und Wanderzügen mitgeführt und ihn in den eroberten Ländern angepflanzt. So ist er über Syrien schon frühzeitig in das westliche Nildelta gelangt, wo er bereits im ältesten ägyptischen Neolithikum vorkommt, mindestens 4000 Jahre v. d. Ztr. Von hier aus muß dieses „unterägyptische Getreide" der Hieroglyphen verhältnismäßig langsam das Flußtal aufwärts gewandert sein. In Oberägypten bildete die Gerste um 4000—3500 v. d. Ztr. noch das einzige Getreide („oberägyptisches Getreide"). In den Gräbern der XI. Dynastie von Gebelen (2100 v. d. Ztr.) aber ist der Emmer bereits eine häufige Grabbeigabe. Später hat er dann auch Abessinien erreicht.

Von Ägypten aus ist dann der Emmer längs der nordafrikanischen Küste weiter verbreitet worden. Über Sizilien hat er später Italien erreicht, wo er das älteste und ursprünglich einzige Getreide von Latium war und bis ins erste Jahrhundert u. Ztr. angebaut wurde, und über Gibraltar auch Spanien, wo er in der Kupferstation Almizarak in der Provinz Almeria für die Zeit um 2000 v. d. Ztr. festgestellt wurde.

Ein weiterer Wanderweg führt über die Balkanhalbinsel längs der Donau aufwärts nach Deutschland, wo er bereits ums Jahr 3000 von den östischen Bandkeramikern der Jüngeren Steinzeit des württembergischen Neckarlandes angebaut wurde. Im Spätneolithikum hat er dann in Deutschland eine weite Verbreitung gefunden. Man kennt aus dieser Zeit bereits 15 Fundstellen. Nordwärts erreichte er sogar Dänemark und Schweden.

Während der Bronzezeit wurde er noch viel angebaut. Dann ging er zurück, reichte aber trotzdem bis in die Gegenwart herein. Am längsten hat er sich als landwirtschaftliche Kulturpflanze in Württemberg behauptet. Um die Jahrhundertwende fand er sich im Kreis Balingen noch überall, und im Jahr 1936 konnten wir noch einen Emmer-Acker auf der Markung Betzingen bei Reutlingen feststellen.

Das Einkorn

Das Wild-Einkorn (Triticum aegilopoides) besteht aus zwei Formenkreisen, dem europäischen und dem asiatischen Wild-Einkorn. Das erstere (T. boeoticum) ist in seinem ganzen Aufbau zarter und hat nur eine einzige Granne in jedem Ährchen. Es bewohnt heute noch die Balkanhalbinsel. Das zweite (T. Thaoudar) ist gröber und hat zwei fast gleichlange Grannen in jedem Ährchen. Es findet sich in Vorderasien. Es ist daselbst Unkraut in den Weizenfeldern und tritt in Formen mit brüchigen und zähen Ährenspindeln auf. Die brüchigen Formen finden sich vor allem an Weg- und Feldrändern und auf Weiden, die zähspindeligen aber in den Weizenfeldern selbst, besonders im Emmer. Diese Erscheinung erklärt sich ohne weiteres durch die natürliche Zuchtwahl. Die zähspindeligen Formen werden mit dem Getreide eingeerntet und wieder ausgesät; an den Feldrändern aber sind Pflanzen im Vorteil, die durch die Brüchigkeit der Ähre zur natürlichen Aussaat befähigt sind. Von diesem Hinübertreten von den natürlichen Wildstandorten zuerst an die Feldränder und dann in die Äcker selbst leitet man die Kulturpflanzenwerdung des Einkorns ab. Dies ist auch für das asiatische Einkorn recht einleuchtend. Seine ältesten bisher bekannten Reste fanden sich in den Ruinen der homerischen Stadt auf dem Burgberg von Troja, die bereits bronzezeitliche Einschläge zeigt und meist ins Jahr 2000 v. d. Ztr. gestellt wird. Dieses trojanische Einkorn ist also verhältnismäßig jung, während die Emmerkultur in Asien um mindestens 2000 Jahre älter ist. Das Einkorn hatte wirklich Zeit und Gelegenheit, durch die Unkrautstufe hindurchzugehen. Wahrscheinlich ist das trojanische Einkorn auch zweifrüchtig gewesen, da zuweilen zwei Körner an der Furchenseite aneinander hafteten, so daß man es eine Zeitlang für Emmer hielt. Auch sind die Körner seitlich nicht so stark zusammengedrückt, wie dies gewöhnlich bei dem mitteleuropäischen der Fall ist. An dieses trojanische Einkorn kann man das Doppelte Einkorn anschließen, das in Südwesteuropa angebaut wurde und das in jedem Ährchen zwei fruchtbare Blütchen und zwei Grannen trägt. Es dürfte durch kleinasiatische Griechen in Massilia eingeführt worden sein.

Für das mitteleuropäische Einkorn (Triticum monococcum) ist diese Ableitung ausgeschlossen. Dieses gehört zu den ältesten Getreidearten, kann also das Unkrautstadium nicht durchlaufen haben. Die ältesten deutschen Funde stammen aus Siedlungen der Spiralmäanderkeramik (Bandkeramik), die in die Jüngere Steinzeit gehören, also in das 4. oder den Anfang des 3. Jahrtausends. Es ist also wesentlich älter als das trojanische Einkorn und kann darum nicht von diesem abgeleitet werden. Da die heutigen Formen des europäischen Kultureinkorns fast durchweg eingrannige Ährchen tragen, so verweisen sie auch in ihrer Gestaltung auf die Abstammung von einer ein-

grannigen Wildform. Außerdem sind die spätneolithischen Einkornähren und alle Ährchen aus den süddeutschen Moor- und Pfahlbauten einkörnig. (Die Grannen sind abgebrochen und lassen sich darum nicht mehr mit Sicherheit feststellen.) Aus alledem ergibt sich, daß für unser mitteleuropäisches Einkorn nur das europäische Wild-Einkorn in Frage kommt.

Im heutigen Verbreitungsgebiet des europäischen Wildeinkorns läßt sich aber ein Anbau des Einkorns in vorgeschichtlicher Zeit und im geschichtlichen Altertum nicht nachweisen. Die griechischen und römischen Schriftsteller erwähnen es zwar mehrfach, aber sie kennen es nur als Kulturpflanze des griechischen Kleinasien. Aus Europa geben sie es nicht an. Auch entsprechende Bodenfunde fehlen.

Wie bei den meisten pontischen Pflanzen Europas ist das heutige Verbreitungsgebiet des Wild-Einkorns ein Rückzugsgebiet, in das es durch die nacheiszeitliche Klimaverschlechterung und durch die Inanspruchnahme seiner Standorte durch die Kultur zurückgedrängt worden ist. Während der Jüngeren Steinzeit hatte es sicherlich weiter nach Mitteleuropa hereingereicht, mindestens bis in die gebirgigen Teile des ehemaligen Österreich-Ungarn.

Da die ältesten Einkornreste in Siedlungen der spiralkeramischen Stufe der Bandkeramik im württembergischen Neckarland gefunden worden sind, müssen diese älteren Bandkeramiker als die Träger der Einkornkultur gelten.

Heute wird ziemlich allgemein angenommen, daß diese Stufe der Bandkeramik zu den ältesten neolithischen Kulturen gehört, und in Süddeutschland wird sie als die älteste angesehen. Wahrscheinlich ist sie in den mittleren Donauländern (Niederösterreich, Böhmen, Mähren), wo sie sehr früh auftritt, entstanden. Von hier aus haben sich die Bandkeramiker ostwärts bis Ungarn, westwärts bis Belgien und nordwärts bis an die Grenzen Mitteldeutschlands ausgebreitet. Es waren Ackerbauer, die ein leicht zu bearbeitendes und ertragreiches Gelände brauchten. Darum suchten sie fast ausnahmslos durchlässige, warme Böden, vor allem Lößböden. Gemieden werden dagegen Sandböden und das Bergland. Daß sie gerade die besten Landstriche in Besitz nehmen konnten, erklärt sich aus ihrem hohen Alter. Überall trafen sie nur auf Leute der Mittleren Steinzeit, die ihrem Stoß nicht gewachsen waren und die darum leicht in die unfruchtbareren Gebiete abgedrängt wurden. In Süddeutschland liegen ihre Spuren hauptsächlich an den großen Durchgangsstraßen, der Donau im Süden und dem Main im Norden.

ABB. 2. 1. WILD-EINKORN. 2. KULTUR-EINKORN
Zerbrechen der Ähre wie beim Emmer

In den Ursitzen dieser Bandkeramiker muß die Entwicklung des Wild-Einkorns zum Kultur-Einkorn erfolgt sein. Vor allem kommt Niederösterreich in Betracht, das am nächsten am heutigen Rückzugsgebiet des Wild-Einkorns liegt und ein ausgedehntes Bergland umschließt, das für das Einkorn günstig war. In seiner Nähe liegen auch die östlichsten neolithischen Einkornfunde: am Rand des Bakonywaldes und des Matra- und Mecsekgebirges in Ungarn.

Von den Bandkeramikern haben es dann die späteren neolithischen Kulturen übernommen: die Rössener, Michelsberger und Aichbühler Kultur in Süddeutschland und der Schweiz und die Großsteingräberleute in Nordwestdeutschland. Sie sind nicht mehr abhängig vom Lößboden und nehmen auch mit weniger ertragreichen Gebieten vorlieb, da sie auch zur Viehzucht übergegangen waren und durch Erfindung des Pflugs auch schwerere Böden zu bearbeiten verstanden.

Die Entwicklung des Kultur-Einkorns aus der Wildform vollzog sich in ähnlicher Weise, wie wir sie vom Emmer beschrieben haben (Abb. 2).

ABB. 3. ZWERGWEIZEN 1. grannenlos (= Binkelweizen) 2. begrannt (= Igelweizen). Beim Dreschen zerbricht die Ährenspindel nicht, dafür fallen die nackten Körner heraus

Die Einkornkultur erreichte ihre größte Blüte in der Steinzeit. Wir kennen aus dieser Zeit 14 Fundstellen aus Deutschland, 2 aus der Schweiz, 3 aus Ungarn, 1 aus Bosnien, 1 aus dem französischen Jura und 1 aus Belgien. Zweifelhaft ist ein Fund aus Dänemark. Dann wird die Pflanze seltener. Aus der Bronzezeit kennt man 6 Funde aus Deutschland und 5 aus dem übrigen Mitteleuropa, aus der Hallstattzeit 4, aus der jüngeren Eisenzeit 2 und aus der römischen Zeit 2, alle aus Deutschland. Am längsten hat sich die Kultur des Einkorns in Württemberg gehalten. Im Jahr 1936 haben wir es noch als landwirtschaftliche Kulturpflanze bei Erlaheim, Kreis Balingen festgestellt und im Jahr 1937 am Wartberg bei Heilbronn a. Neckar. Wahrscheinlich ist es im schwäbischen Weinbaugebiet noch ziemlich verbreitet, da sein feines Stroh zum Binden der Reben verwendet wird (Abb. 4).

Der Zwergweizen

Vom Zwergweizen (Triticum compactum) kennt man keine Wildform. Wir nehmen darum an, daß er aus einer Kreuzung der beiden vorigen Arten hervorgegangen ist. Gewöhnlich ergeben zwar Kreuzungen vom Einkorn und Emmer nur unfruchtbare Nachkommen, weil das Einkorn 7 Chromosomen, der Emmer aber deren 14 hat. Nun können aber solche Bastarde dann fruchtbar werden, wenn die Nachkommen 7+14=21 Chromosomen ausbilden. Diese Zahl findet sich nun in der Tat beim Zwergweizen.

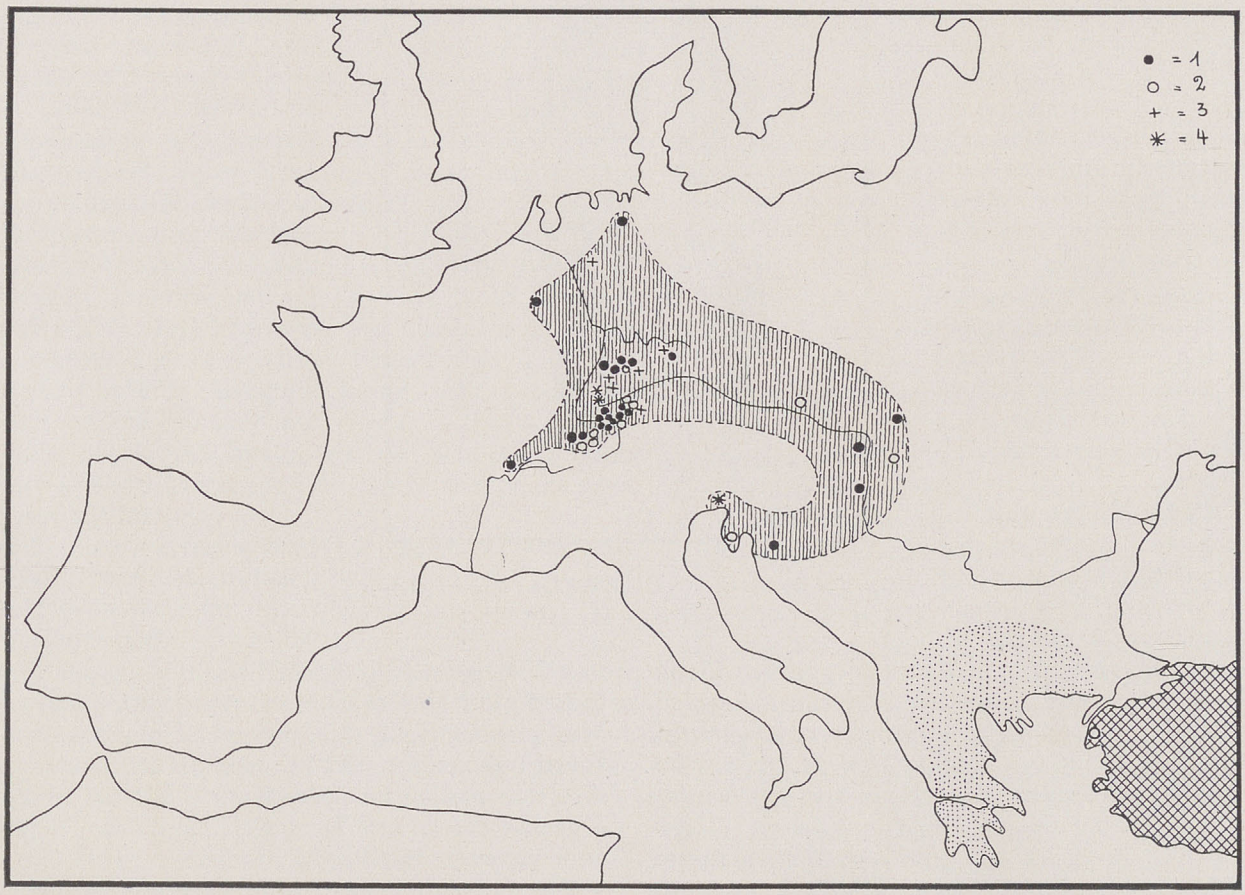


ABB. 4. VERBREITUNG DES EINKORNS 1=Steinzeitfund 2=Bronzezeitfund 3=Eisenzeitfund 4=römischer Fund schraffiert = vorgeschichtliches Gebiet punktiert = Gebiet vom europäischen Wild-Einkorn gekreuzt = Gebiet vom asiatischen Wild-Einkorn

Eine solche Bastardbildung konnte aber nur zustande kommen, wenn beide mutmaßlichen Stammarten auf dem gleichen Felde nebeneinander gebaut wurden. Da nun in allen älteren jungsteinzeitlichen Getreidefundstätten Körner aller drei Arten miteinander gemischt vorkommen, dürfen wir annehmen, daß sie im Mengkornbetrieb auf denselben Äckern herangewachsen und eingeerntet worden sind. Der Zwergweizen war auch in den älteren Siedlungen (Bandkeramik und Rössener Kultur) immer der seltenere. Seine Heimat ist also dort zu suchen, wo er zusammen mit beiden Eltern vorkommt und wo seine zahlreichsten Fundorte aus der neolithischen Zeit liegen. Das ist aber Süddeutschland. Aus Deutschland kennt man 14 neolithische Fundstellen des Zwergweizens, davon 12 in Württemberg und Baden, ferner 8 aus der Schweiz, 3 aus Ungarn, 1 aus Rumänien, 1 aus Bosnien, 2 aus Italien, 1 aus Kreta und 1 aus Südspanien.

Er muß sich rasch ausgebreitet haben. Schon in der späten Jungsteinzeit ist er das Hauptgetreide in den Pfahlbauten des Bodensees und der Schweiz. Aus der Bronzezeit kennt man noch 16 Funde, davon 12 in Mitteleuropa. Dann geht er zurück. Aus dem Mittelalter stammen noch 7 deutsche Funde.

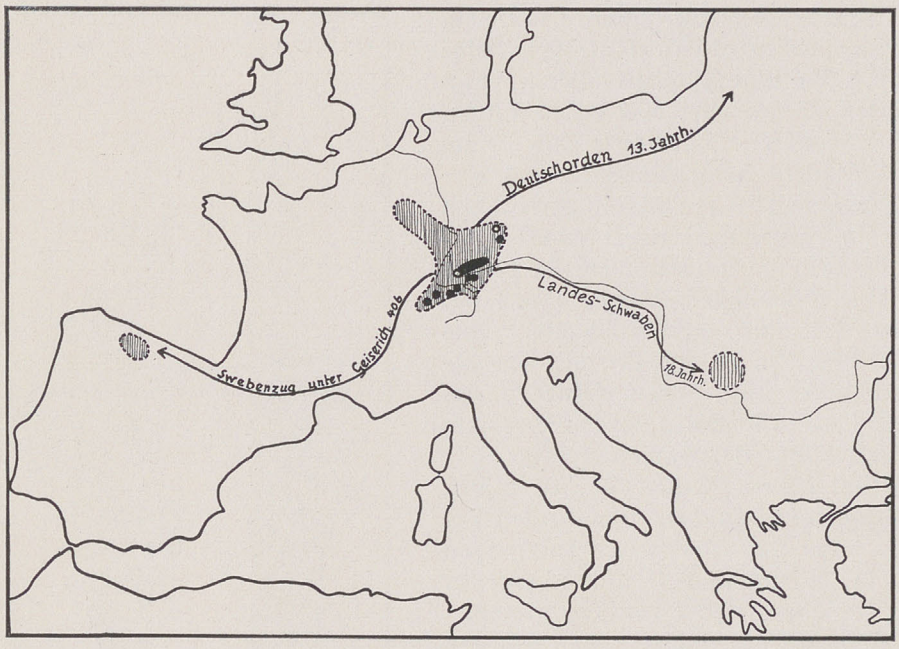
Über seinen späteren Anbau wissen wir nichts. Man hat ihn nicht besonders beachtet, sondern immer mit dem Saatweizen vermengt. Fest steht nur, daß er in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts noch in der Gegend von Wimpfen am unteren Neckar angebaut worden ist. Aber noch vor dem Ende des letzten Jahrhunderts dürfte er auch in Württemberg erloschen sein. Heute findet er sich nur auf den Versuchsfeldern der landwirtschaftlichen Hochschulen und der Zuchtanstalten (Abb. 3).

Der Dinkel

Auch vom Dinkel (Triticum spelta) kennt man keine Wildform. Wenn man aber Emmer und Zwergweizen miteinander kreuzt, erhält man als Tochtergeneration einen Bastardweizen, aus dem in der Enkelgeneration Dinkelpflanzen hervorgehen (Abb. 6).

ABB. 5.
1. DINKEL. 2. ZERBRECHEN DER ÄHRE beim Dreschen (Unterschied gegen den Emmer)

ABB. 6.
I = ELTERNGENERATION: 1. Vater Zwergweizen (Triticum compactum). 2. Mutter Emmer (Triticum dicoccum)
II. = TOCHTERGENERATION: Tochter Bastardweizen (T. compactum dicoccum)
III. = Aus der vielgestaltigen ENKELGENERATION zwei Glieder: 1. Enkel Kolbendinkel (T. spelta). 2. Enkel Grannendinkel (T. spealt)



Heutiges Anbaugebiet
Mannigfaltigkeitszentrum
• Funde der Bronzezeit
o Fund der Latènezeit und römischen Zeit

ABB. 7. VERBREITUNG DES DINKELS

Die gleichen Pflanzen mußten auch auftreten, wenn auf vorgeschichtlichen Äckern Emmer und Zwergweizen im Gemenge angebaut wurden. Das muß aber in der Tat geschehen sein, da in allen jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Getreidefundstätten beide Arten durcheinander gemischt vorkommen. Es entstand der Dinkel, der unbemerkt unter den Eltern heranwuchs und mit ihnen geerntet und wie der ausgesät wurde. Es muß schon in der frühen Bronzezeit gewesen sein (Abb. 5).

Aber als mit der zunehmenden Klimaverschlechterung die aus dem trockenen Süden stammenden Elterngetreide durch die sinkende Wärme und die steigenden Niederschläge in ihrer Entwicklung gehemmt wurden, konnte der widerstandsfähige Dinkel unbeschädigt weiterwachsen. Von Jahr zu Jahr wurde er auf den Äckern zahlreicher, und schließlich wurde er ohne Zutun durch den Menschen zum herrschenden Getreide. Da er weniger unter Krankheit und Vogelfraß leidet, leichter als der Nacktweizen zu lagern ist und im Ertrag den Elterngetreiden nicht nachsteht, sie in der Mehlqualität sogar übertrifft, so hätte der Mensch auch keinen Grund gehabt, hindernd in diese natürliche Entwicklung einzugreifen, selbst wenn er sie bemerkt hätte.

In der Spätbronzezeit ist der Dinkel bereits das herrschende Getreide am Bieler, Zuger und Züricher See in der Schweiz und am Federsee in Württemberg, und nach Nordosten hin hatte er schon die Ehrenbürg im oberen Mainland erreicht. Während der römischen Zeit war er an der oberen Donau (Tuttlingen) das Hauptgetreide.

Dann kamen die Schwaben ins Land. Sie erkannten und schätzten dieses Getreide als besonders wertvoll und verbreiteten es in ihrem ganzen Gebiet: nach Osten bis zum Lech, nach Süden bis in die Alpentäler, nach Westen bis zum Wasgenwald und nach Nordwesten bis in die Ardennen, in deren Nähe sie auch die entscheidende Schlacht lieferten, die sie von ihrer stolzen Höhe

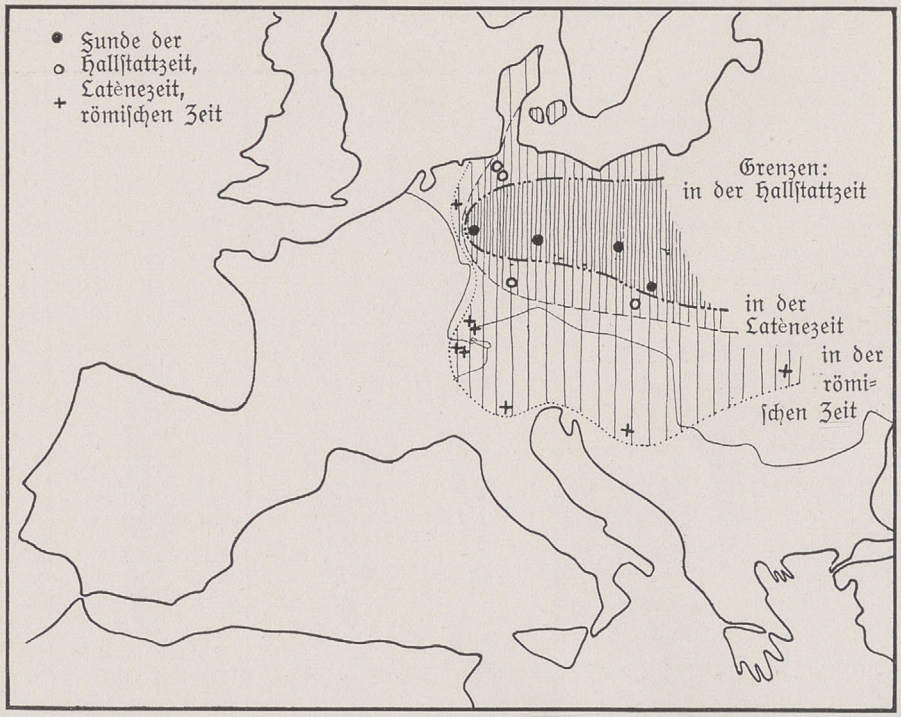


ABB. 8. VERBREITUNG DES ROGGENS

hinabstürzen sollte. Auch auf ihren Wanderzügen haben sie dieses Getreide mitgeführt: Unter Geiserich im Jahr 406 nach Nordspanien, unter den Deutschrittern im 13. Jahrhundert nach Nordosten in die baltischen Deutschordensländer und durch die vorderösterreichischen Schwaben im 18. Jahrhundert donauabwärts bis ins Banat. Am ersten und letzten Ort hat sich der Dinkel bis heute erhalten, in den baltischen Ländern aber ist er bald dem dort besser angepaßten Roggen erlegen (Abb. 7).

Sein Hauptgebiet ist durch über zwei Jahrtausende hindurch das Schwabenland geblieben. Auf der Schwäbischen Alb hat er auch sein Mannigfaltigkeitszentrum. Hier finden sich Sorten mit dominanten Merkmalen, blaugefärbten, behaarten und begrannten Ähren. Noch im Jahr 1834 war in Württemberg das Verhältnis von Weizen (Saatweizen und Zwergweizen) zu Dinkel wie 1:90. Eine Änderung erfolgte erst in den letzten Jahrzehnten durch die Konkurrenz der modernen Hochzuchtweizen.

Der Saatweizen

Der Saatweizen (Triticum vulgare) ist, wenn wir von dem nur wenige Jahrzehnte alten Dickkopfweizen und seinen Hochzuchtformen absehen, unsere jüngste Weizenart. In der Stein- und Bronzezeit fehlt er noch völlig. Andernfalls hätten unter den sehr zahlreichen Ähren vom Emmer, Einkorn, Zwergweizen und Gerste auch ein Ährenstück von ihm vorkommen müssen. Er kann erst entstanden sein, als die Vorzeitmenschen die Pfahlbauten und Moorsiedlungen verlassen hatten und sich auf dem trockenen Land neue Wohnstätten gegründet hatten, in denen die Erhaltung von Ähren sehr ungünstig geworden war. Darum kann der Saatweizen kaum wesentlich über die jüngere Eisenzeit zurückreichen. Aber auch für diese Eisenzeit fehlen gesicherte Funde, und nicht einmal für die Frühgeschichte können wir ihn mit Sicherheit nachweisen. Möglicherweise gehören hierher zwei germanische Funde aus dem ersten und ein slawischer Fund aus dem 11. bis 13. Jahrhundert.

ABB. 9. 1. WILDROGGEN. 2. KULTURROGGEN

Von den Schriftstellern über vorgeschichtliches Getreide wird aber angegeben, daß der Saatweizen unter den Ptolemäern in Ägypten eingedrungen ist und den Emmer verdrängt hat. Man behauptet es auch von Italien. Ob man sich dabei auf gesicherte Bodenfunde stützen kann, wissen wir nicht. Es scheint aber, daß man sich auf die Zeugnisse der antiken Schriftsteller berufen muß, die kaum mit Sicherheit gedeutet werden können.

Auch den Saatweizen kann man auf keine Wildform zurückführen. Da aus künstlichen Kreuzungen zwischen Dinkel und Zwergweizen Saatweizenformen hervorgehen, so fassen wir ihn als diesen Bastard auf. Wir haben ja beim Dinkel gesehen, wie durch Kreuzung die gestauchte Spindel des Zwergweizens verlängert und gestreckt und dadurch die Ähre aufgelockert wird (Abb. 6), und dies ist das einzige Merkmal, in dem sich Zwergweizen und Saatweizen unterscheiden.

Der Roggen

Die in Deutschland am meisten gebaute Getreideart ist heute noch der Roggen (Secale cereale). Er stammt vom Berg-Roggen (Secale montanum) ab, der im ganzen Mittelmeergebiet von Spanien bis Innerasien hinein verbreitet ist und sich in diesem weiten Gebiet in mehrere Rassen gespalten hat. Von diesen steht der anatolische Berg-Roggen dem Kultur-Roggen am nächsten. Der Unterschied der beiden Formen besteht im wesentlichen darin, daß die Ährenachse bei der reifen Wildform von selbst oder durch ganz leichten Druck zerbricht und dadurch, daß die Früchte viel

kleiner sind als beim Kultur-Roggen und von den Spelzen fest umschlossen werden. Der Kultur-Roggen hat eine bei der Reife zähe Ährenspindel und große Körner, die nur lose von den Spelzen umgeben sind. Der wilde Roggen ist außerdem ausdauernd, während der Kultur-Roggen streng einjährig ist (Abb. 9).

Der anatolische Berg-Roggen ist in der jüngeren Steinzeit mit der Kornrade, der Kornblume und dem Ackermohn in die Weizen- und Gerstenfelder als Unkraut eingetreten und hier der gleichen Pflege teilhaftig geworden, die der Mensch dem Edelgetreide angedeihen ließ.

Normalerweise ist der Wildroggen ausdauernd, aber es treten auch einjährige Formen auf. Eine Neigung zur Einjährigkeit liegt also schon in der Wildform. Da aber die Stammformen von Weizen und Gerste schon einjährig waren, war der ganze Ackerbau von Anfang an auf einjährigen Betrieb eingestellt. Durch die Bodenbearbeitung wurden auf dem Acker die mehrjährigen Unkräuter vernichtet. Sie konnten sich also nur an den Rändern halten und zur Fruchtbildung gelangen. Trat aber einmal eine schon im ersten Jahr fruchtende Roggenform in den Acker ein, so wurde sie mitgeerntet und konnte auch in das Saatgut des folgenden Jahres gelangen. Diese schon im ersten Jahr fruchtende Form konnte sich also als Unkraut auf dem Acker selbst halten und vermehren. Ähnlich wie es beim Emmer geschildert worden ist, führte der Mensch durch die Ernte eine unbewußte, scharfe Auslese nach festen Ährenspindeln durch. Indem sich diese Vorgänge Jahr für Jahr wiederholten, wurde unbeabsichtigt und unbemerkt vom Menschen der ausdauernde und brüchige Wild-Roggen in einjährigen, zähspindeligen Unkraut-Roggen umgewandelt. Es war eine Pflanze entstanden, die bereits alle wesentlichen Kulturpflanzeneigenschaften angenommen hatte. In Gegenden, die keinen Roggenbau kennen, ist er heute noch in diesem Zustand erhalten, z. B. Turkestan und Persien.

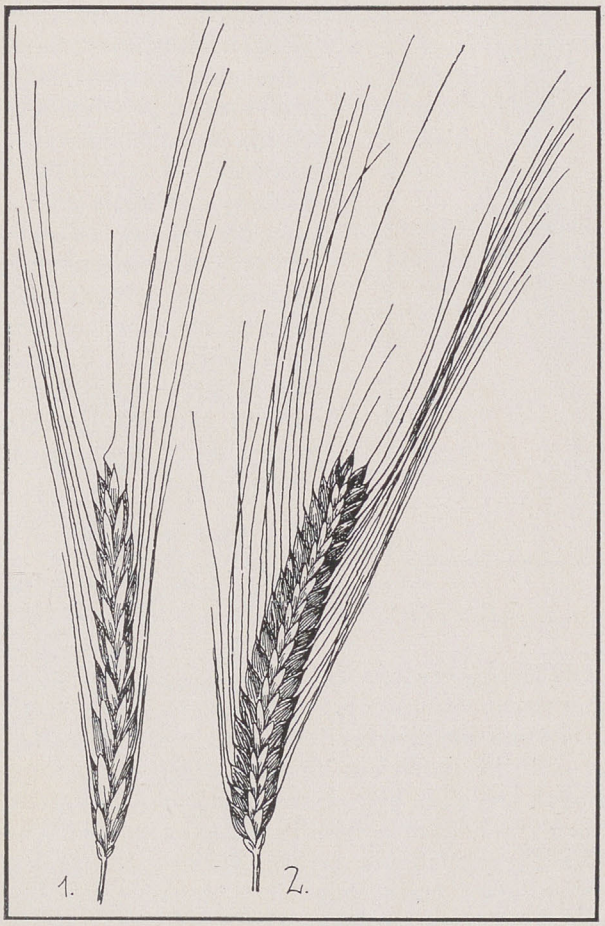


ABB. 10. 1. WILD-GERSTE. 2. SAAT-GERSTE

Mit dem Emmer hat nun dieser Unkraut-Roggen seine Wanderung nach Westen angetreten. In der nacheiszeitlichen Klimaverschlechterung hat er weit weniger gelitten als die Edelgetreide, und im nördlichen Mitteleuropa mag er in schlechten Jahren allein auf den Weizen- und Gerstenfeldern übriggeblieben sein. So hat er sich in jenen Zeiten der Not dem Menschen selbst aufgedrängt und ist dann um seiner selbst willen weitergezüchtet worden, wobei die absichtliche Auslese auf Vergrößerung des Kornes gerichtet war.

Die gleichen Vorgänge spielen sich heute noch in den höheren Lagen Turkestans ab. Im Lebenskampf ist der Unkraut-Roggen dem Weizen weit überlegen, da er als Bergpflanze viel unempfindlicher ist als jener. Die Bauern dieser Gegend wollen aber den Weizen halten. Sie vernichten daher auf dem Teil der Äcker, der das Saatgut für das nächste Jahr liefern soll, den Roggen, ernten dann diesen Teil des Feldes getrennt und verwahren den Ertrag als Saatgut für das nächste Jahr. So erhalten sie wieder Felder mit reinem Weizen, die aber im Lauf der Jahre wieder so stark mit Roggen verunkrauten, daß sie denselben von neuem ausjäten müssen. Der türkische Bauer sagt daher, daß sich der Weizen allmählich in Roggen umwandle.

In der Hallstattzeit, in der die nacheiszeitliche Klimaverschlechterung ihren Höhepunkt erreichte, fand man darum auch die ersten Körner des absichtlich geernteten Roggens. Es war in Norddeutschland. Dort hat sich die Klimaverschlechterung zuerst ausgewirkt. Von hier aus breitet sich dann der Roggen gegen Süden und gegen die Küstengebiete aus, entsprechend dem Rückgang der empfindlicheren Edelgetreide. In der Latènezeit erreicht er Süddeutschland und in der römischen Zeit Südwestdeutschland und die Schweiz (Abbild. 8).

Die Gerste

Nach dem Weizen ist die Gerste (Hordeum sativum) unsere formenreichste Getreideart. Wir unterscheiden drei Formengruppen: die Zweizeil-Gersten, bei denen nur das mittlere Korn eines jeden Drillings voll entwickelt ist, während die beiden seitlichen Blütchen unfruchtbar sind oder nur ganz schwache Körner ausbilden, und Mehrzeil-Gersten, bei denen alle drei Körner eines Drillings gleich entwickelt sind. Bei ihren dichtährigen Formen stehen die Körner gespreizt um die Spindel (Sechszeil-Gerste), bei den lockerährigen aber ist das mittlere Korn des Drillings der Spindel stärker angedrückt, so daß von oben gesehen eine Verbindungslinie der Kornspitzen ein Rechteck bildet (Vierzeil-Gerste).

Im Lauf der Jahre sind verschiedene Wildgersten in Vorderasien und Nordostafrika gefunden worden. Schon unter ihnen finden sich zweizeilige und mehrzeilige Formen. In der vorgeschichtlichen Zeit haben nun die Völkerschaften diejenigen Gersten in Kultur genommen, die gerade in ihrem Gebiet vorhanden waren. Die einen erhielten Gersten mit vielen kleinen Körnern, die alle gleich groß waren und in sechs Reihen an der Spindel saßen, die anderen aber eine Gerste mit weniger, aber größeren Körnern in zwei Reihen, je eine rechts und eine links der Spindel. Bei der Kultivierung wiederholten sich die bei den anderen Getreidearten beschriebenen Vorgänge, und das Ergebnis war, daß mehrere Kulturgersten entstanden sind. Mit dem Emmer hat die Gerste ihre Wanderung aus Vorderasien längs der Donau nach Mitteleuropa angetreten. Wie aus den Bodenfunden hervorgeht, war die Sechszeil-Gerste während der vorgeschichtlichen Zeit weitaus die häufigste Kulturform. Sie findet sich schon bei den Bandkeramikern der Jüngeren Steinzeit. Doch kamen in den spätjungsteinzeitlichen Pfahlbauten des deutschen Bodenseegebietes auch die Zweizeil-Gerste und die Vierzeil-Gerste vor. Heute ist die Zweizeil-Gerste bei weitem am häufigsten. Die Sechszeil-Gerste aber ist aus Deutschland verschwunden (Abb. 10).

ABB. 11. 1. SAAT-HAFER. 2. WILD-HAFER
a Rispen b Ährchen c Abbruchstelle der Ährchenachse. Vergrößert

Der Hafer

Nach dem Roggen nimmt in Deutschland der Hafer die größte Anbaufläche ein (Avena sativa). Dies verdankt er nicht nur seiner Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit, seinem Fürliebnehmen mit ungünstiger Stelle in der Fruchtfolge und mit geringen Böden, wozu ihn sein großes Nährstoffaufschließungsvermögen befähigt, sondern auch seinem Nutzen. Als Pferdefutter ist er unerreicht, und in Gestalt von Hafermehlen und Hafergrützen dient er auch heute noch der menschlichen Ernährung. Früher war er eines der wichtigsten Volksnahrungsmittel.

Unser Saathafer stammt vom Flughafer (Avena fatua) ab, der in den Steppen Osteuropas, Westasiens und Nordafrikas beheimatet ist. Bei uns tritt er als Unkraut in den Äckern auf. Dem eigentlichen Mittelmeergebiet fehlt er. Zur Keimung bedarf er nämlich einer längeren Samenruhe, aus der er durch den Frost geweckt wird. Milde Winter vermag er darum nicht zu ertragen. In seiner Heimat ist er schon früh als Unkraut in die Getreidefelder eingetreten und hat dann mit Emmer und Gerste seine Reise nach Mitteleuropa angetreten. Gesicherte Funde vom Flughafer kennt man bereits aus den bronzezeitlichen Pfahlbauten des Bieler Sees und des Züricher Sees. Diese Funde stammen also noch aus der nacheiszeitlichen Wärmezeit. Die Edelgetreide waren damals bis Skandinavien vorgedrungen, und der Hafer war ihnen bis Dänemark gefolgt. Als aber dann durch die einsetzende Klimaverschlechterung die Edelgetreide immer stärker

auswinterten, konnte sich der Flughafer auf den Feldern ungehindert ausbreiten, und da seine Früchte recht gut für die menschliche Ernährung verwendet werden konnten, so wurden diese Früchte in jenen Zeiten der Not gesammelt. In einer hallstattzeitlichen Wohngrube bei Braunsdorf in der Nähe von Merseburg und in der hallstattzeitlichen Herdstelle der Karhofhöhle in Westfalen hat man reichliche Mengen dieses Flughafers gefunden, und neuere Forscher ziehen auch andere deutsche Funde dieser Zeit zu diesem Unkrauthafer.

Die wichtigsten Eigenschaften, die den Flughafer vom Saathafer unterscheiden, sind die Brüchigkeit seiner Ährenstiele, die derben Spelzen, die steife Behaarung derselben und die kräftigen Grannen. Bei der Reife zerfallen die Ährchen von selbst. Zum Schutz sind sie mit derben Spelzen umhüllt, und die langen Haare und die starken, rauhen Grannen erleichtern die Verbreitung und das Einbohren in den Boden. Beim Saathafer aber sind die Ährchenstiele zähe, so daß sich die Körner erst beim Dreschen lösen. Den Schutz und die Aussaat hat bei ihm der Mensch übernommen. Haare und Grannen sind also bei der Kulturform überflüssig, ebenso derbe, feste Spelzen. Was hier an Nährstoffen eingespart wurde, ist den Körnern zugute gekommen, die dafür größer und dicker geworden sind. Diese Umwandlung vollzog sich in derselben Weise wie bei den anderen Getreiden (Abb. 11).

Rückblick

Aus dem Morgenland hat Deutschland nur den Emmer und die Gerste erhalten, die schon von den ältesten Jungsteinzeitleuten eingeführt worden sind. Von den anderen Getreidearten ist eine (das Einkorn) aus einem heimischen Wildgras der Ostmark gewonnen worden, drei sind im Lande selbst aus spontanen Kreuzungen hervorgegangen (Zwergweizen, Dinkel und Saatweizen) und zwei haben sich als Unkrautgetreide in Zeiten der Not von selbst angeboten (Roggen und Hafer). Dabei haben die Veränderungen des Klimas eine wesentliche Rolle gespielt, zuerst die nacheiszeitliche Wärmezeit, welche die Einführung und Einbürgerung der beiden südländischen Arten begünstigt hat, und dann die nachfolgende Klimaverschlechterung, welche die empfindlichen Südformen wieder zurückgedrängt und durch die urdeutschen Formen des Dinkels, des Roggens und des Hafers ersetzt hat.

Eine ausführliche Darstellung der Geschichte unserer Getreide erscheint mit allen Einzelnachweisen in der wissenschaftlichen Vierteljahrsschrift „Mannus“ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte 1939, Heft 2:
Franz Bertsch, Herkunft und Entwicklung unserer Getreide.

Ferdinand Meyer

Ein Grab aus der Urgermanenzeit von Pirow in der Westprignitz

Der Boden der Westprignitz hat schon manchen Fund aus der Frühzeit unseres Volkes wieder hergegeben. Bekannt sind das Hünenbett bei Mellen, das Königsgrab von Seddin, der Teufelsberg bei Wolfshagen und die germanischen Dörfer bei Lenzersilge, Perleberg und Viesecke, ausgegraben von Dr. W. Bohm. Hieran reiht sich ein kürzlich aufgefundenes Frauengrab, das wegen seiner Form und der reichen Beigaben eine größere Bedeutung besitzt.

ABB. 1. RINDEN- und Zweigreste

Der Landwirt Willi Lange in Pirow bei Perleberg wollte am 20. Januar d. J. eine kleine Kiesgrube in seinem Acker wieder zuwerfen. Er grub hierzu auch kiesigen Boden aus der Erdwand heraus, wobei ihm Feldsteine und flache Knochen entgegenrollten. Als er vorsichtig den Boden abtastete, legte er einen grün gefärbten Reifen und unweit davon eine Spirale bloß. Lange stellte nun die Arbeit ein und meldete seinen Fund dem Verfasser als Staatlichem Bezirks-

pfleger, der die Ausgrabung vornahm.

Die Fundstelle liegt 1 km westlich des Ortes am Osthang einer flachen Geländewelle. Wegen des sandigen und kiesigen Bodens ist sie bis vor einigen Jahrzehnten als Kiefernwald genutzt worden. Erst nachdem ein Sturm starken Windbruch verursachte, wurde der Wald gerodet und das Grundstück beackert. Der Flurname ist „Strieberg" (Streitberg).

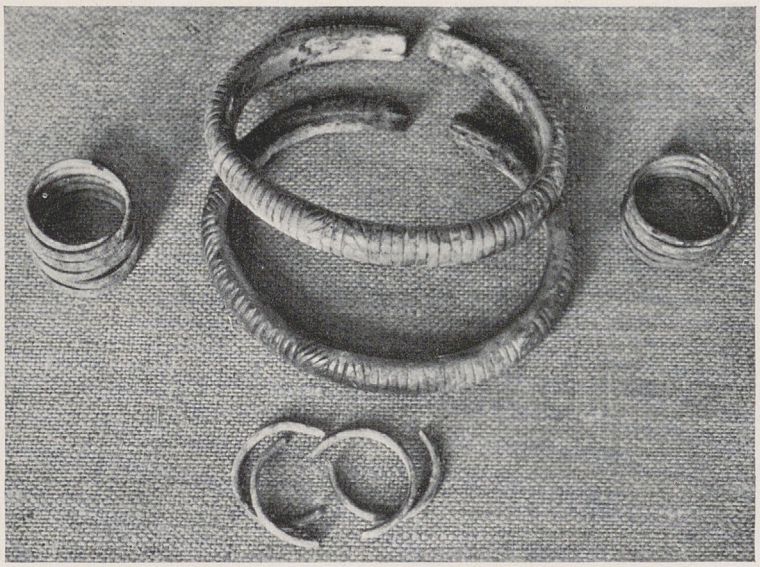


ABB. 2. ARMRINGE, Fingerspiralen, Ringbruchstücke *Etwa 2/3*

Die abgerollten flachen Knochen konnten am Böschungsrand aufgefunden werden. Sie sind Teile einer menschlichen Schädeldecke und mehrfach von vergangener Bronze grünlich gefärbt. Auf einigen Teilen haften an der Außenseite äußerst dünne, ursprünglich etwa 1½ cm breite Reste eines Bronzebandes, das mit mehreren Reihen kleiner Buckel verziert ist.

Die Tote war 0,65 m tief auf einer doppelten Steinpackung beigesetzt. Die untere Steinlage bestand aus faustgroßen Steinen und zugeschlagenen Steinplatten, die obere aus ei- bis kopfgroßen Feldsteinen. Die Längsseiten trugen eine lückige Steinreihe. Das Pflaster war 2,0 m lang und 0,95 m breit und von Ost nach West ausgerichtet. In der Mitte der flachen Mulde lagen nach den entsprechenden Körperteilen: zwei Halsringe, eine Spiralplattenfibel mit bandförmigem Bügel, zwei Armringe von beiden Armen, zwei Fingerspiralen von beiden Händen, etwas tiefer und zur Mitte hin mehrere Ringbruchstücke und schließlich von jedem Bein ein Paar Beinringe. Dicht über und unmittelbar unter den Schmuckstücken war der Boden dunkel verfärbt. An den Halsringen, der Fibel und den Armreifen lagen

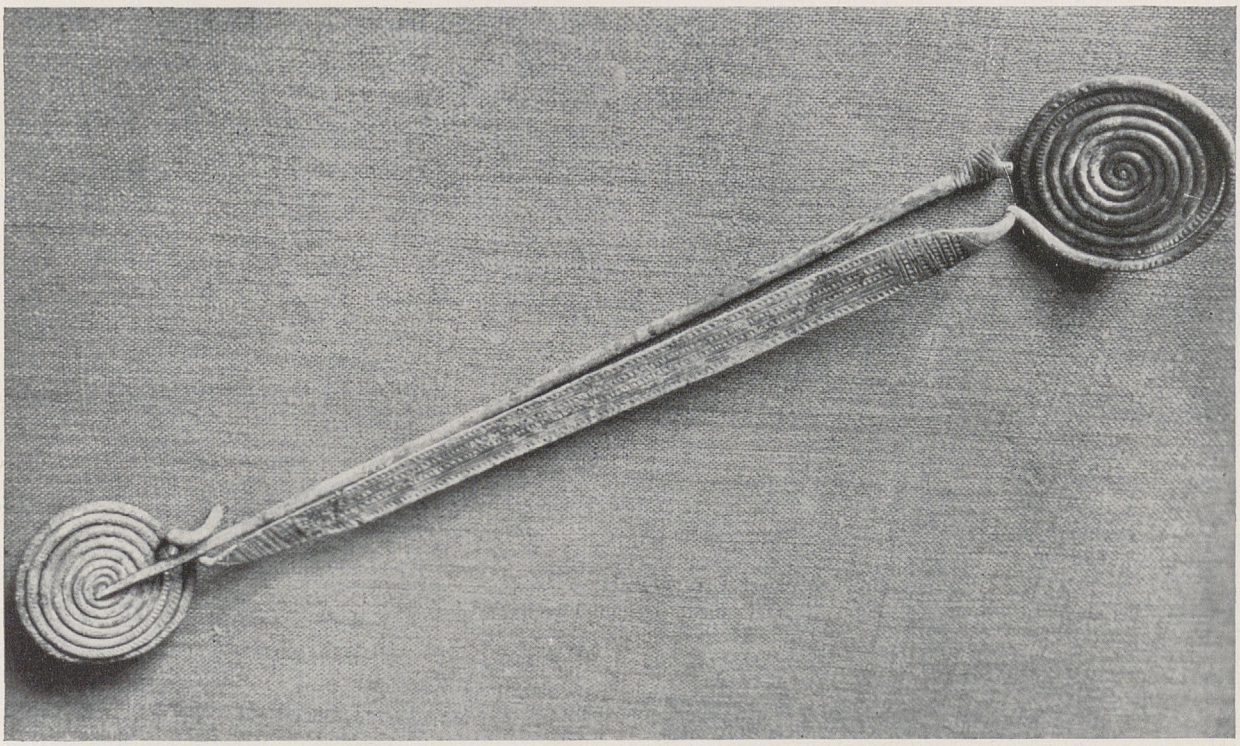


ABB. 3. SPIRALPLATTENFIBEL mit bandförmigem Bügel *Etwa 1/2 nat. Größe*

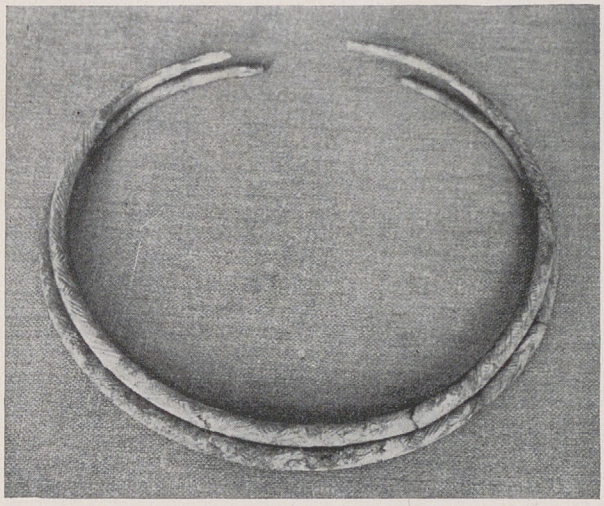


ABB. 4. HALSRINGE *Etwa 1/3*

einige Reste dünner Zweige und eine festere Masse, die sich später als (Birken- ?) Rinde herausstellte (Abb. 1). Sonst war eine Verfärbung des Bodens, die von Holz herrühren und mit der Bestattung in Zusammenhang gebracht werden konnte, nicht zu beobachten. Die Füllmasse der Grabgrube enthielt eine geringe Menge von Feldsteinen verschiedener Größe. Jedoch dürften diese bei dem Füllen des Grabes hineingelangt sein. Wären sie über die Tote oder ihren Sarg gelegt worden, so hätten sie später bis auf die Schmuckstücke absinken müssen, was nicht der Fall war. Etwa 0,50 m entfernt stand zu Füßen der Bestatteten auf einer gleich tiefen Steinlage ein kleines Tongefäß. Es war unten ringsherum mit flachen Steinen umstellt und darüber mit größeren Steinen umpackt. So war es von der Leiche getrennt. Das Gefäß enthält heute nur noch feinen Sand, dürfte aber ehemals eine Wegzehrung aufgenommen haben.

Von der Toten sind außer den Bruchstücken des Schädels nur Knochenstückchen aus dem linken Armring und den beiden Beinringpaaren erhalten. Sie sind zum größten Teil von den Bronzen grünlich gefärbt.

Wie die Schmuckstücke zeigen, ist hier eine Frau beerdigt worden. Sie wird annähernd 1,70 m groß gewesen sein. Die Tote wurde ausgestreckt mit ihrem gesamten Schmuck und sicher bekleidet beigesetzt. Sie blickte vom Osten nach dem Westen, also zur untergehenden Sonne. Das Bronzeblech an den Schädelresten (Abb. 7) läßt auf den Besatz eines Haarnetzes oder einer leichten Kappe schließen. Die Ringbruchstücke unterhalb der Fingerspiralen mögen an oder über den Quasten

ABB. 6. BEINRINGE vom rechten Bein *Etwa 3/4*

der herabhängenden Gürtelenden gesessen haben. In sorgsamer Weise wurde die Verstorbene mit Baumrinde schützend überdeckt oder ganz darin eingehüllt. Dünne Zweige dienten zur Befestigung dieser Hülle oder zur Auskleidung der Steinlage. An beiden Längsseiten wurde ferner eine Steinreihe als Halt oder Schutz der Leiche besonders aufgeschichtet. In gleicher Weise wurden die Baumsärge Jütlands, Schleswigs usw. auf der Steinunterlage vor einem Verkanten geschützt. Alle Umstände sprechen dafür, daß in Pirow eine Beerdigung vorliegt, die an die Beisetzungen in Baumsärgen anklingt.

Eine Bestattung wie die von Pirow ist in der Prignitz bisher nicht aufgefunden worden. In gewisser Hinsicht ähneln zwar ein Grab von Dall-

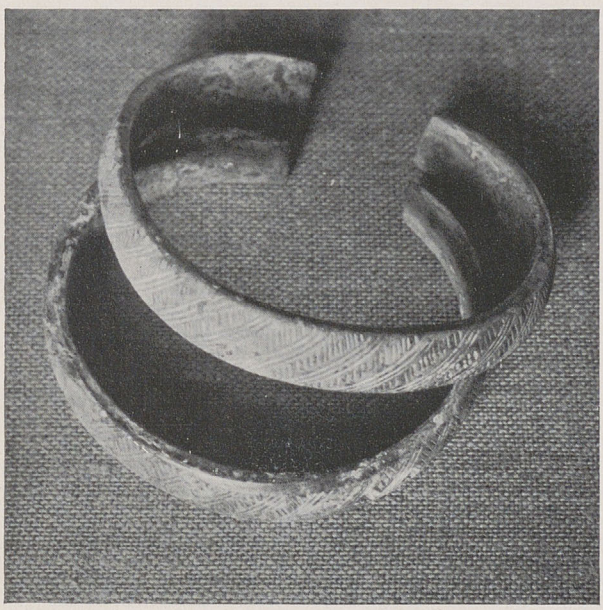


ABB. 5. BEINRINGE vom linken Bein *Etwa 3/4*

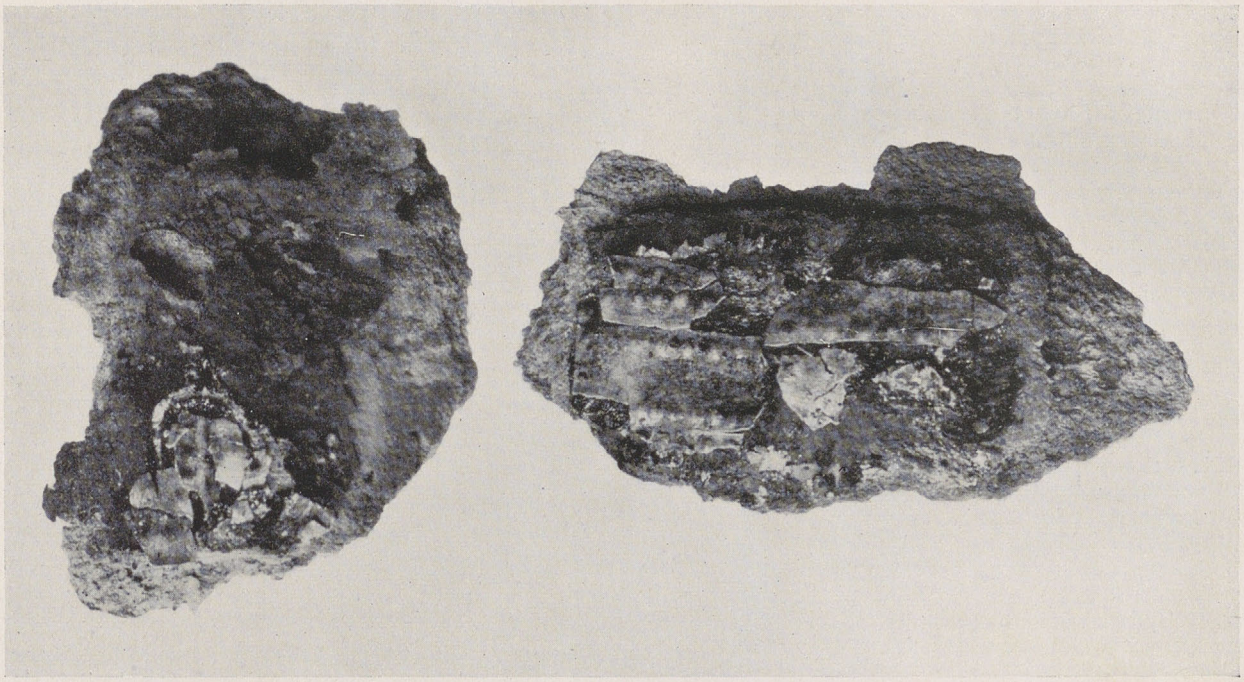


ABB. 7. SCHÄDELRESTE *mit Bronzebandstücken*

min (Westprignitz) und ein solches von Weitgendorf (Ostprignitz). Jedoch ist hier eine Verbrennung vorgenommen und der Leichenbrand dann auf ein körpergroßes Steinpflaster verstreut worden. Die Schmuckstücke lagen in dem Dallminer Grabe nach den entsprechenden Körperteilen ausgebreitet. Die Körperbestattung von Pirow bewahrt im Gegensatz hierzu die ältere Form der Beisetzung.

Von den Schmuckstücken sind die Halsringe (Abb. 4) und die Beinringpaare (Abb. 5 und 6) mit einem Muster verziert, das aus Schrägstrichen besteht, deren Zwischenräume durch kurze, senkrecht zu ihnen stehende Striche ausgefüllt sind. Das rechte, außen dachförmige Beinringpaar (Facettenringe, Abb. 6) ist an den Enden ferner mit mehreren Bändern aus Querstrichen geschmückt, deren Zwischenräume längsgestrichelt sind. Die Armringe (Abb. 2) sind kräftig gekerbt mit drei Zwischenstücken eines Fischgrätenmusters. Die Fingerspiralen (Abb. 2) sind glatt. Das bemerkenswerteste Schmuckstück ist die Spiralplattenfibel mit bandförmigem Bügel (Abb. 3), der ein Kerbschnittmuster trägt. Der Nadelkopf ist bei der Entdeckung verlorengegangen. Er dürfte aber, wie bei den übrigen bekannten Stücken, aus einem kräftigen doppelten oder dreifachen Kreuzbalkenkopf bestanden haben. Das Tongefäß ist schwärzlich-braun und hat leicht gewellten Rand. Am Rande befindet sich die Ansatzstelle eines Zapfens, der jetzt fehlt. Wir können das Gefäß daher als Zapfenbecher einordnen.

Nach dem gesamten Befund hat die Tote von Pirow in der mittleren Urgermanischen Zeit (1400 bis 1200 v. d. Ztr.) gelebt. Die Bestattung beweist wieder, daß die Prignitz seit Beginn der Urgermanenzeit germanischer Volksboden ist. Der Fund wird dem Stadt- und Kreismuseum Westprignitz in Perleberg zugeführt und dort so aufgestellt, wie sich das freigelegte Grab uns darbot.

Nachrichten

Das Handwerk in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Der Eisenschmied

In der Vortragsreihe des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Gruppe Berlin, über „Das Handwerk in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" sprach am 22. Februar cand. praehist. Werner Stössel über das Thema „Der Eisenschmied". Ausgehend von der Bronzeverknappung zu Beginn des 1. Jahrtausends vor Beginn u. Ztr. schilderte der Redner die Gewinnung des Eisens aus seinen verschiedenen Vorkommen, wobei er die Bedeutung des Raseneisensteins für den Norden stark betonte. Der Schmelzofen ist zunächst recht einfach gebaut und muß zur Erlangung der Luppe, des Rohschmelzproduktes, aufgebrochen werden. Damit erklärt sich die vorsichtig geschätzte Zahl von 30000 Öfen in dem illyrischen Taxdorf. Demgegenüber stellt der von Dr. Bestehorn untersuchte semnonische Ofen von Krampnitz mit seiner Trennung von Heiz- und Schmelzraum einen wesentlichen Fortschritt dar. Das in Barrenform verhandelte Eisen wurde erst am Ort der Verwendung zu Geräten und Waffen verarbeitet.

Die Darstellung der verschiedenen Techniken, Schweißen, Punzen, Ätzen, Stählen, wußte der Vortragende aus eigener Erfahrung besonders anschaulich zu gestalten. Die im Lichtbild vorgeführten Schmiedewerkzeuge unterschieden sich erstaunlicherweise kaum von denen des heutigen Dorfschmieds. Interessant war u. a. die Feststellung, daß die Erfindung des Hufbeschlages in unserem Sinne dem germanischen Schmied zu danken ist. Von seinem Können zeugen ferner die prächtigen Eisenwaffen, besonders die reichverzierten Schwerter der Wikingerzeit. Abschließend ging der Vortragende auf die hohe soziale Stellung des Schmiedes ein, dessen Handwerk auszuüben selbst nordgermanischen Fürsten ehrenvoll war.

Der Gold- und Silberschmied

Im Rahmen der gleichen Vortragsreihe hielt Professor Dr. W. v. Jenny, der Kustos des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin, am 8. März über den Gold- und Silberschmied einen reichhaltigen und vielseitigen Vortrag. Schon seit Jahren gilt der Redner in Fachkreisen als guter Kenner dieses wichtigen Zweiges vorgeschichtlichen Kunstschaffens. Seine Forschungen auf diesem Gebiet haben bisher vor allem in dem Werk „Germanische Frühkunst", 1937 und schon früher in dem großen mit W. F. Volbach zusammen herausgebrachten Tafelwerk „Germanischer Schmuck des frühen Mittelalters", 1933, ihren Niederschlag gefunden.

Zu Beginn seiner Ausführungen unterstrich Professor v. Jenny die hohe Bedeutung, die unter den Schöpfungen des vor- und frühgeschichtlichen Kunsthandwerkes aus Edelmetall zukomme. Sodann gab er einen Überblick über den Entwicklungsgang des europäischen Goldschmiedehandwerkes von der Bronzezeit bis zum Anbruch des Hochmittelalters, wobei insbesondere die künstlerischen Werte der Denkmäler in den Vordergrund der Betrachtung gestellt wurden.

Der erste Teil des Vortrages behandelte die Gold- und Silberarbeiten der vorgeschichtlichen Zeit. An Hand kennzeichnender Beispiele wurde der Entwicklungsgang der ägäischen und altitalischen Goldschmiedekunst gezeigt, der Charakter der keltischen, skythischen und frühgermanischen Goldarbeiten umrissen. Ein kurzer Überblick über die Edelmetallarbeiten der provinzialrömischen Kunst bildete die Überleitung zu dem zweiten Teil des Vortrages, der sich mit der Goldschmiedekunst der frühgeschichtlichen Zeit befaßte. Ausgezeichnete Lichtbilder vermittelten einen Eindruck von dem hohen Stand des germanischen Goldschmiedehandwerkes, in dessen Arbeiten sich unerschöpflicher künstlerischer Erfindungsreichtum mit höchstem technischen Können paart. Ein Ausblick auf die gleichzeitigen Edelmetallarbeiten des irischen und slawischen Kunstkreises bildete den Abschluß des Vortrages.

Werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Er kämpft für die Erforschung und Erneuerung des Erbes unserer Ahnen.

Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands

In einer Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands Mitte Februar in Hannover sprach der Wiener Museumsdirektor und Landesleiter der Ostmark im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte Dr. Beninger über die Langobarden, die einst hier an der Mittel- und Niederelbe beheimatet gewesen waren. Dr. Beninger wies an Hand der Bodenfunde und der Arbeitsergebnisse bekannter Heimatforscher aus Lüneburg und Harburg, die Herkunft der Langobarden aus dem Norden nach. Kaum ein germanisches Volk, so führte der Redner aus, sei von einem gleich nachhaltigen Tatwillen und Ausbreitungsdrang beseelt gewesen. Ihre Wanderungen und Landnahmezüge führten bis zum Rhein und Main sowie nach Böhmen unter der Führung tapferer Könige. Wenn auch ihr ursprünglicher Plan, im Donauraum ein großgermanisches Reich zu gründen, fehlgeschlagen sei, so bleibe doch ihre Reichsgründung 568 in Italien unvergessen. Zwar verschmolzen die Langobarden auch dort nach und nach mit der eingesessenen südländischen Bevölkerung, aber doch sei ihre Mittlerschaft zwischen nordischer und südlicher Kultur groß und unverkennbar.

Altes Germanenland südlich des Erzgebirges

Die schon seit längerer Zeit vorbereitete Ausstellung des Sudetengaues, die noch bis zum 30. April in Leipzig gezeigt wird, ist außerordentlich vielseitig und umfangreich, mußte doch das Deutsche Museum für Länderkunde seinen ausgedehnten Raum völlig zur Verfügung stellen. Gleich eingangs steht der Beschauer vor der großen Karte des neuen Reichsgaues, die in sehr einprägsamer Weise das Gesamtgebiet vor Augen führt. Das wechselvolle Landschaftsbild wird ferner durch schöne Großphotos, Dioramen, Reliefs und Karten veranschaulicht. Eine Abteilung der Ausstellung ist die Darstellung des Besiedlungsganges in vor- und frühgeschichtlicher Zeit gewidmet, aus der sich ausgezeichnet erkennen läßt, daß es sich hier um alten germanischen Volksboden handelt. Siedlungs- und Hausformen liefern überzeugende Beweise. Auch wenn man der Erschließung der Randgebirge durch den Bergbau eingehender nachspürt, erblickt man überall die schaffende deutsche Hand. Alles beweist, daß der neue Reichsgau während der 1000jährigen Geschichte des Deutschen Reiches immer Reichsland war, ebenso wie schon zuvor Heimatland germanischer Völkerstämme.

Steinzeitsiedlungen zwischen Magdeburg und Dessau

Bei dem zwischen Magdeburg und Dessau gelegenen Dörfchen Flötz konnten mit Hilfe der Botanik vorgeschichtliche Siedlungen entdeckt werden. Es war aufgefallen, daß auf dem sonst sterilen Sandboden der Umgebung an einigen Stellen besonders viel Ackerwinde gedieh. Da diese Pflanze phosphorsauren Boden bevorzugt, schloß man auf das Vorhandensein vorgeschichtlicher Siedlungen. Die daraufhin unternommenen Ausgrabungen bestätigten die Annahme in vollem Umfange. Unter der oberen Sandschicht konnte man eine Kulturschicht mit deutlichen Siedlungsspuren freilegen. Die Pfostenlöcher ergaben den Grundriß eines nordischen Rechteckhauses mit Vorhalle aus der jüngeren Steinzeit von 8 zu 12 m. Ferner erschloß man ein Spinn- und Webhaus, einen Backofen und einen die ganze Siedlung umschließenden Palisadenzaun. Eine Fülle von Kleinfunden, besonders Werkzeuge und Gefäße, vervollständigten das Bild.

Weitere Grabungen führten in der Nähe zur Freilegung einer zweiten Siedlung von ganz andersartigem Charakter. Hier ließ sich der Grundriß eines runden Hauses erkennen von etwa 2—3 m Durchmesser. Die Pfosten waren nicht senkrecht sondern schräg, nach Art von Köhlerhütten, eingesetzt. Es handelt sich um eine Siedlung des sog. ostischen Kultur-

Hasch mich – ich bin ein alter Deutscher!

Heinzelmännchens Wachtparade? Kapuzenmänner auf dem Fest einer Frankfurter Groß-Loge? (Man beachte das Zeichen auf dem Faß!) Oder eine Bartmodenschau auf dem 16. Internationalen Friseurkongreß zu Madrid vor 40 Jahren?

So ähnlich würde man über den auf obigem Bilde dargestellten Inhalt denken, stünde nicht dort in behäbiger Fraktur: „Die alten Deutschen". Also die Sitzung einer Liedertafel oder die Abschlußorgie eines Kegelabends, aber aus dem Jahre 1894 vor d. Ztr. — allerdings so, wie sich heute nicht einmal mehr der kleine Moritz, sondern nur noch eine Anzahl hessischer Gastwirte die Feierabendgestaltung unserer Vorfahren vorzustellen beliebt. In Schankräumen und Gaststuben des alten Chattenlandes also ziert dieser prächtige Stich die tabakduftenden Wände, weniger aus prähistorischem Nationalstolz des animierfreudigen Inhabers, als aus dem naheliegenden Interesse, die braven Bierkonsumenten des 20. Jahrhunderts möchten es diesen edlen Kapuzenscheichen der Vorzeit nachtun, die „noch eins tranken, ehe sie gingen".

Wir sind nicht humorlos genug, behaupten zu wollen, es hätte nicht etwa schon vor vielleicht 3000 Jahren diesen oder jenen Germanen gegeben, der möglicherweise einem derartigen Grundsatz ausgiebig gehuldigt hat, zur Freude bronzezeitlicher Dorfgastwirte. Aber erstens hatten „die alten Deutschen" im wesentlichen andere Sorgen, und zweitens stellen wir uns nicht nur aus einer gewissen Eitelkeit, sondern auch aus der nüchternen Einsicht in biologische Erbvorgänge unsere Vorfahren etwas anmutiger vor, als sie hier erscheinen: Nicht ganz so neckisch, wie den Burschen rechts im Bilde, der so graziös winkt, als wollte er mit dem Zuruf „Hasch mich — ich bin ein alter Deutscher!" seinen männlichen Charme ins richtige Licht setzen; dafür aber etwas weniger kurzarmig und dickbeinig, etwas wohlrasierter und ohne soviel vom brutalen Kinn herabflatternden „Sauerkohl".

Also: Hinaus aus deutschen Gasthäusern mit diesen Greuelbildern und hinein ins Museum! Aber nicht als bildliche Darstellung unserer Vorfahren, die auch in Hessen nachgewiesenermaßen wohlgestalteter ausgesehen haben. Auch nicht als Ersatz für ein möglicherweise verschollenes vorgeschichtliches Modejournal. Die Kapuzen mögen noch so herzig um die Wasserköpfe schlenkern, die Höschen noch so prall über den infantilen Gehwerkzeugen sitzen; alles zusammen, vom „Es ist erreicht!" — Schnurrbart bis zum Davidsstern auf dem Faß hat mit den alten Deutschen nichts zu tun, sondern ist mit einem Wort: Fin du siècle im Jahre Achtzehnhundertneunzig oder früher aus einer trotz Gründerjahren unterernährten Phantasie entsprungen. Dieser, und zwar ihr allein, setzt dieses Bild ein Denkmal.

---

kreises mit der typischen von Norden her beeinflußten Stichbandkeramik. Die Flötzer Ausgrabungen haben somit wohl zum ersten Male in Nord- und Mitteldeutschland die Gleichzeitigkeit der beiden Kulturen und ihre gegenseitige Beeinflussung erwiesen. Nach Beendigung sämtlicher Untersuchungen ist die Wiederherstellung der Siedlungen in ihrer alten Form geplant.

Germanische Grabfunde am Niederrhein

Das Heimathaus des Niederrheins in Krefeld hat unter Leitung von Dr. Steger die Untersuchung des großen Grabfeldes aus der Völkerwanderungszeit in Krefelds Umgebung seit Mitte Februar wiederaufgenommen. Gleich die ersten Tage brachten bereits schöne Erfolge. Vor allem wurden germanische Schmuckstücke gefunden, die auf enge Beziehungen zwischen Niederdeutschland und England hinweisen. Ferner konnte ein prächtiges Kriegergrab mit Waffen, Gefäßen und einem schönen Glasbecher freigelegt werden. Weitere wichtige Funde für die germanische Besiedlung auf westdeutschem Boden sind zu erwarten.

4000 Jahre alter Bernsteinschmuck

Beim Bau der Reichsautobahn Dresden—Görlitz sind nordöstlich von Bautzen wertvolle vorgeschichtliche Funde gehoben worden. Und zwar handelt es sich um Gräber aus einer Zeit vor etwa 4000 Jahren, die der Aunjetitzer Kulturstufe angehören. Von besonderem Interesse ist die Bergung des einen Grabes auf der Burker Höhe. Das Grab enthielt als Aufsehen erregende Beigabe ein prachtvolles Gehänge aus rubinroten Bernsteinperlen, dadurch deutlich als Frauengrab gekennzeichnet. Die Perlen lagen zum Teil noch in Kettenanordnung. Dieser in seiner Art wohl einzig dastehende Bernsteinfund aus der Oberlausitz deutet auf wichtige Kultur- und Handelsbeziehungen vor 4000 Jahren zwischen der Ostseeküste und der Oberlausitz hin, also zwischen dem von Germanen besiedelten Norden und dem Binnenland.

Dr. Gummel Leiter des Landesamtes Mark Brandenburg

Der Direktor des Museums der Stadt Osnabrück, Dr. Gummel, ist zur kommissarischen Leitung des Landesamts für Vorgeschichte der Mark Brandenburg nach Berlin berufen worden.

Bücher des Monats

Walther Schulz, Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands. Verlag Carl Marhold, Halle a. S. 248 S. mit 302 Abb. RM. 9,50.

Bei der hohen Bedeutung, die Mitteldeutschland für die Entwicklung der vorgeschichtlichen Grundlagen unseres Volkes zukommt, ist diese Arbeit aus berufener Feder freudig zu begrüßen. Schulz ist es gelungen, die schwierig zu überblickenden kulturellen Erscheinungen Mitteldeutschlands für die verschiedenen vorgeschichtlichen Zeitalter klar herauszuarbeiten. Die mitteldeutschen Sondererscheinungen werden gebührend gekennzeichnet. Der im Vorwort geäußerte Wunsch des Verfassers, eine allgemein verständliche Übersicht über das vor- und frühgeschichtliche völkische Geschehen Mitteldeutschlands zu geben, darf als vorbildlich erfüllt angesehen werden. Besonders zu begrüßen ist die Vorsicht, mit der Schulz noch bestehende Probleme aufzeigt. Zu bedauern ist nur, daß die neue Zeiteinteilung in Ur- und Großgermanische Zeit nicht durchgeführt wurde, was unseres Erachtens möglich gewesen wäre. Das Werk Walther Schulz' bedeutet eine wesentliche Förderung unserer Kenntnis des vor- und frühgeschichtlichen Geschehens im großdeutschen Raum.

Berichtigung zu Wilhelm Reinhart, Die Münzen der germanischen Reiche in Germanen-Erbe 3, 1939

Infolge einer Auslandsreise von Herrn W. Reinhart, St. Gilpen, gingen uns die Korrekturen zu seiner Arbeit im Märzheft leider zu spät zu. Wir bringen daher nachfolgende Berichtigung:

S. 70 Absatz 2 rechte Spalte 8. Zeile von unten muß die Gewichtsangabe 1,51 g lauten.

S. 73 Absatz 2 rechte Spalte 5. Zeile von oben muß eingeschaltet werden (nach: bekannt sind.): dgl. aus dem Friesenland.

S. 75 Absatz 2 linke Spalte 5. Zeile von unten ist die Jahreszahl in 491—518 zu bessern.

S. 79 im Schlußwort fehlte die Angabe: „Die Abb. der gepidischen Münzen stammt aus einem Aufsatz von F. Stefan über die Münzstätte Sirmium unter ostgotischer und gepidischer Herrschaft."

Die Schriftleitung

Menne Feiken Helmers, Sinnbilder alten Glaubens in ostfriesischer Volkskunst. Verlag Dunkmann, Aurich 1938. 55 S. mit 73 Abb. RM. 2,70.

Helmers beschreitet in seiner Arbeit den methodisch einzig richtigen Weg, indem er bei der Behandlung der Sinnbilder in ostfriesischer Volkskunst die ununterbrochene Entwicklung und Fortführung aus vorgeschichtlicher Zeit nachzuweisen sucht. Dieser Nachweis ist naturgemäß im ostfriesischen Gebiet möglich, das nie von fremden Völkern überflutet wurde und außerdem von jeher zäh am alten Glauben festgehalten hat. 73 eigene Aufnahmen des Verfassers beleuchten seine Ausführungen aufs beste, und wir müssen die Arbeit als einen neuen Beitrag zur Aufhellung dieser sehr schwierigen aber auch äußerst wichtigen Frage des Fortlebens alten Glaubensgutes bis in unsere Zeit willkommen heißen.

August Bode, Heilige Zeichen. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1938. 298 S. mit 216 Abb. im Text. RM. 19,50.

Bode trägt in fleißiger Arbeit, die auf jahrelanger Sammeltätigkeit beruht, aus verschiedenen Quellen (Bodenfunden, Baukunst, Dichtung, Überlieferung usw.) Sinnbilder zusammen, die auf ehemals heilige Zeichen der Germanen zurückzuführen sind. Er zeigt dabei, wie diese Dinge dereinst im Volke entstanden sein müssen und sucht sie zum Teil auf recht eigenartige Weise zu deuten. Ob Bodes Auslegungen der Kritik und weiteren Forschung standhalten werden, muß, wie bei den meisten dieser Werke, die Zukunft entscheiden, da wir hier immer noch im Anfang stehen. Eigenartig ist Bodes Einteilung des Buches in „Grundmauern", „Stockwerke" und „Dach". Die mitunter eingeflochtene philosophische Betrachtungsweise erschwert das Erkennen des Dargebotenen. In jedem Falle ist die Beibringung des reichen Materials und sind die neuen Anregungen zur Betrachtungsweise dieses wichtigen Stoffes zu begrüßen.

Amtliche Mitteilungen

Im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte ist eine „Arbeitsgemeinschaft für Ortungsfragen" gegründet worden, die ihre Arbeit am 20. März 1939 aufgenommen hat. Zum Leiter der Arbeitsgemeinschaft habe ich Pg. Professor Dr. Rolf Müller-Potsdam ernannt. Dr. h. c. Otto Sigfrid Reuter-Bremen hat seine Mitarbeit zugesagt. Ich bitte die Mitglieder des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte und alle Vorgeschichtsfreunde, sich in Fragen der Ortung an die Arbeitsgemeinschaft zu wenden. Gleichzeitig ergeht an alle Fach- und Laienforscher, die sich mit Ortungsfragen beschäftigen, die Aufforderung, sich der Arbeitsgemeinschaft als aktive Mitglieder einzuordnen. Die Meldungen sind an Professor Dr. Rolf Müller, Potsdam, Astrophysikalisches Observatorium, oder an Pg. Fritz Fricke, Beberstedt, über Dingelstedt/Eichsfeld, zu richten.

Berlin, den 26. März 1939

Professor Hans Reinerth
Bundesführer

Der Bundesführer hat ernannt:

1. zu Beiräten des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte:

Reichshauptamtsleiter Gotthard Urban, Berlin, Stabsleiter des Reichsleiters Alfred Rosenberg;

Professor Dr. Werner Radig, Elbing;

Dr. Georg Raschke, Ratibor;

2. zum stellvertretenden Landesleiter Sachsen des Reichsbundes:

Dr. Ernst Poland, Dresden.

Berlin, den 12. März 1939.

Germanen-Erbe, Heft 4, 1939 enthält Aufnahmen von: Stadtoberinspektor Richard Hoffmann, Potsdam (S. 109—112); Professor Hermann Hornung, Erlangen (S. 101—107); Walraff Richartz Museum, Köln (Titelbild); Ferdinand Meyer-Perleberg (S. 122—125); Metropolitan Museum, New York (S. 108); Hans Retzlaff, Berlin (S. 97); Luftverkehr Karl Strähle, Schorndorf/Wttbg. freigegeben durch RLM. Nr. 21115, 3. 4. 1935 (S. 99).

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5676 IV. Vj. 1938 (Pl. 1). Printed in Germany.